



Die deutsch-katholischen Dörfer in der Dobrudscha¹

Von Prälat Prof. Dr. Hieronymus Menges , Karamurat

In den Jahren vor der Umsiedlung stellte ich umfangreiche Untersuchungen über das Deutschtum in der Dobrudscha und seine Geschichte an. Von meinem Beruf her waren es natürlich in erster Linie die katholischen Dörfer, die mich interessierten. Ich durchstöberte die Kirchenbücher und das Diözesanarchiv, fertigte unter verschiedenen Gesichtspunkten Statistiken an und ließ mir von den alten Leuten erzählen. Woher kamen die Deutschen, die die Dobrudscha¹ besiedelten? Was hatte sie zur Auswanderung bewogen? Wie richteten sie sich zwischen Donau und Schwarzem Meer ein? Welche Sitten und Gebräuche pflegten sie? Das waren Fragen, die mich beschäftigten, und denen nachzugehen ich für lohnend hielt, obwohl sich bereits mehrere Untersuchungen mit dem Deutschtum in der Dobrudscha beschäftigt hatten. Leider wurde mir das gesamte Material im Spätjahr 1952 bei meiner Verhaftung weggenommen. Dennoch möchte ich wenigstens aus der Erinnerung heraus und auf Grund von verschiedenen Berichten mehrerer Landsleute eine „Geschichte der katholischen² deutschen Dörfer in der Dobrudscha“ nachzeichnen. Hinter dünnen Zahlen verbergen sich die Arbeit und das Schicksal Tausender von Landsleuten, die die Steppe in fruchtbares Ackerland verwandelt, blitzsaubere Dörfer angelegt, deutsche Sitten und Gebräuche gepflegt und ihren Glauben hochgehalten haben.

Wie der Titel bereits verrät, beschränkt sich die Studie³ auf die katholischen deutschen Dörfer der Dobrudscha, wie sie sich zwischen Malkotsch im Norden und Kalfa im Süden fanden: Karamurat, Kulelie, Tekirghiol, Großpallas und Mandschapunar. Die Dörfer sollen nach der Zeit ihrer Gründung betrachtet werden, so daß mit Malkotsch als der ältesten deutschen Siedlung begonnen und mit Großpallas geendet wird.

Deutsche Katholiken gab es natürlich auch in anderen Ortschaften der Dobrudscha, etwa in Sulina, Tultscha, Konstanza, Medgidia, Kodschalie, Carol I. ... Aber bei diesen deutschen Siedlungen handelte es sich nicht um geschlossene katholische Gemeinden.

Geschichtlicher Überblick

Dobrudscha, das Land zwischen der unteren Donau und dem Schwarzen Meer, verdankt seinen Namen dem Kumanenfürsten Dobrotitsch, der um 1357 diesen Landstrich im Namen von Byzanz (Konstantinopel, heute Istanbul) beherrschte. Dank seiner Lage war die Dobrudscha ein Durchzugsland für verschiedene Völ-

¹ Der Beitrag erschien im Jahrbuch 1972 der Dobrudscha-Deutschen, Seite 143

¹ [Siehe die Dobrudscha in Wikipedia](#)

² Die Mehrzahl der Dörfer waren evangelisch oder gemischt.

kerbewegungen, ein Schnittpunkt für Kriegs- und Handelszüge.

Die Griechen besiedelten lange vor Christi Geburt die Küste des Schwarze Meeres, das sie das „Gastliche“, „Freundliche“ nannten, obwohl es nicht allzu beliebt war, da es damals am Rande der „Welt“ lag. Im Landesinnern wohnten Thraker und Skyten. Die Römer unterwarfen sich das Land und wurden ihrerseits von den Goten verdrängt. Um 500 drangen slawische Völker ein; 679 kamen die Bulgaren, dann die Madjaren und Petschenegen; schließlich vermochten sich die Kumanen zu etablieren: Dobrotitsch gründete im 14. Jahrhundert ein eigenes kleines Reich und gab der Dobrudscha seinen Namen. Aber auch diese Herrschaft währte nicht lange. Nach dem Fall von Byzanz eroberten die Türken 1416 die Dobrudscha, die nunmehr bis zum Jahre 1878 zum Osmanischen Reich gehörte. Tataren und Gagauzen siedelten sich später in den eroberten Gebieten an. Bulgarische Bauern traten hinzu; in der Norddobrudscha auch Lipowaner, eine russische Sekte, die sich der Verfolgung durch den Zaren entzogen. Die Kriege zwischen Rußland und der Türkei — im 18. und besonders im 19. Jahrhundert — spielten sich auch in der Dobrudscha ab: Die Dörfer wurden verwüstet, die Bewohner verjagt, das Land versteppte. Helmuth von Moltke der als Militärinstrukteur in türkischen Diensten 1836/37 die Dobrudscha bereiste, schätzte die Bevölkerung in „dieser Wüste“ auf 20 000 Menschen. Tataren aus der Krim und Tscherkessen wurden herbeigeholt, um das öde Gebiet wieder aufzufüllen. Im Frieden von San Stefano 1878 fiel die Dobrudscha den Russen zu, wurde aber zugunsten des südlichen Bessarabiens den Rumänen überlassen. Viele Türken und Tscherkessen verließen das Land, Rumänen wurden systematisch angesiedelt. 1913 erfuhr die Dobrudscha eine Vergrößerung, als durch den Frieden von Bukarest auch die Süddobrudscha dem rumänischen Königreich zugesprochen wurde. Im Ersten Weltkrieg wurde das Land jedoch vom deutschen General Mackensen erobert und sollte nach einem Vertrag vom 7. Mai 1918 fortan zu Bulgarien gehören. Das wurde am 27. November 1919 rückgängig gemacht. 1940 verlor Rumänien schließlich die Süddobrudscha wiederum an Bulgarien. So war die Geschichte dieses Landes am Schnittpunkt von slawischen und türkischer romanischen und deutschen Machtkämpfen unstet und kurzatmig.

In dieses Gebiet zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer kamen Deutsche aus Bessarabien und der Ukraine, wo sie wegen Landmangel wegziehen mußten. Sie wollten unter fremder Herrschaft freie deutsche Menschen sein, die nach eigenen Gesetzen leben durften, vom Militärdienst und von Steuer befreit. Als echte Bauern waren sie landhungrig und brachten eine bodenständige Note in die unruhige Dobrudscha, wo es die bisherigen Bewohner nicht recht gewohnt waren, sich auf längere Sicht seßhaft zu machen. Die deutschen Siedler erhielten teilweise pro Kopf 10 ha Land. Bei einer großen Familie konnte dadurch eine ansehnliche Fläche zustandekommen. Der österreichische Konsul Huber (in Galatz) wußte freilich zu berichten, daß die Ansiedlung — etwa auf eigene Faust — mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden war (siehe: Der Leidensweg deutsch-russischer Kolonisten im Jahre 1842/43: Jb. d. Dobrudschadeutschen 1964, S. 55 ff.).

Die Deutschen trafen ein kahles Land an. Nur in der nördlichen Dobrudscha gibt es Anhöhen bis zu 450 m Höhe und bewaldete Gegenden. Ansonsten ist die Dobrudscha baum- und strauchlos. Überall, wo Deutsche siedelten, wuchsen jedoch bald schattenspendende Bäume empor. Besonders eindrucksvoll waren die Akazienalleen in den Dörfern. Der geringe Baumbestand ergab einen sehr tiefen Grundwasserspiegel: Die Brunnen waren bis zu 12m tief; Flüsse und Bäche gab es nur nach langandauernden Regenfällen, die dem lehmigen Boden eine einzigartige Flora entlockten. Unter der brennenden Sonne des Sommers gedieh vor allem das Getreide. Nach der Ernte schien das Land nur noch aus trockenem Sand zu bestehen: Staubwolken wehten über das Land. Zu den schönsten Erinnerungen werden die Sommerabende gehören, an welchen ein sanfter Wind vom Meer her Dörfer und Fluren wie Balsam überstrich, an welchen man Zeuge des herrlichen Sonnenuntergangs sein konnte, bevor die Nacht ihr schwarzblaues Zelt entfaltete, von dem sich die Sterne — bedingt durch das nahe Meer — groß und leuchtend abhoben. Die Wintertage sind bitter kalt am Westufer des Schwarzen Meeres, der Ostwind kann ungehindert eindringen. Das waren für unsere Dobrudschadeutschen die Tage häuslicher Geschäftigkeit und Geselligkeit, aber auch der Ruhe und Besinnlichkeit,

Malkotsch

Das älteste katholische und überhaupt das erste deutsche Dorf in der Dobrudscha ist Malkotsch, worauf die Malkotscher stolz sind. Denn jedes Dorf beanspruchte für sich eine einmalige Eigenschaft: bezeichnete sich jenes als reich, das andere als groß oder fortschrittlich, Malkotsch konnte seine Eigenschaft als ältestes deutsches Dorf der Dobrudscha nicht streitig gemacht werden. (Vgl. die Berichte von Stefan Ehret im Jb. d. Dobrudschadeutschen 1967, S. 143, sowie von Rochus Tuchscherer im Jb. 1961, S. 144.)

Bekannt wurde die Gemeinde vor allem wegen ihrer Nähe zum Donaudelta mit dessen einmaligem Vogelparadies. Forscher aus Deutschland begrüßten es, hier Landsleute anzutreffen.

Gründung des Dorfes und seine Entwicklung

Die Gründung von Malkotsch fällt in das Jahr 1843. Zwei Jahre zuvor hatten rund 25 Familien Krasna in Bessarabien verlassen, um sich auf Landsuche zu begeben. Auch aus den katholischen Gemeinden des Gouvernements Cherson, aus Josephsthal, Mannheim, Elsaß, Landau, Katharinenthal u. a. stammten die Ausiedler. Ihr Weg führte Sie nach Focşani und durch die Walachei bis Călăraşi, in dessen Nähe sie sich in Dschuroi einige Zeit aufhielten, bevor sie endgültig in die Dobrudscha gelangten. Zu den ersten 25 Familien, die Malkotsch gründeten, gehörten jene von: 1. Anton Weidemann, 2. Franz Klein, 3. Heinrich Kreß, 4. Ignaz Hoffart, 5. Michael Ankert, 6. Johannes Aspeleiter, 7. Martin Frank, 8. Martin

Kiefer, 9. Matthias Ehret, 10. Paul Kiefer, 11. Georg Ehret, 12. Georg-Michael Ehret, 13. Johann Ehret, 14. Johann Hoffart, 15. Johann Drescher, 16. Josef Drescher, 17. Michael Brendel, 18. Anton Brendel, 19. Anton Baumstark, 20. Anton Kost, 21. Ludwig Schmidt, 22. Josef Schmidt, 23. Michael Kuckert, 24. Johannes Melle und 25. Friedrich Höck.

Die Familien stammten meist aus Elsaß-Lothringen, teilweise auch aus der Pfalz und aus Baden, kaum jedoch aus Schwaben. Dennoch bezeichneten sie sich selbst als „Schwaben“. 1803 und 1833 waren sie in größeren Gruppen in die Südukraine ausgewandert. Günstige Bedingungen, die ausreichend Land und besondere Privilegien versprachen, hatten sie angelockt. Doch Mißernten, Viehseuchen, Heuschreckenschwärme, Landmangel und politische Umstände veranlaßten um 1840 zahlreiche junge Familien, günstigere Wohngegenden zu suchen. Die dünn besiedelte Dobrudscha schien sich geradezu anzubieten. Als die Landsucher also die Donau überquert hatten, um sich in der Nähe von Tultscha niederzulassen, mußten sie sich ihren neuen Siedlungsort erst noch durch Rodung freilegen. Diejenige Landfläche, die sich ein Bauer durch seiner Arbeit Schweiß urbar machte, durfte er behalten. Die türkische Verwaltungsbehörden waren im großen und ganzen recht großzügig, wenn auch Schikanen nicht ausgeschlossen waren. So berichtete der österreichische Konsul von Galatz am 28. 6. 1856: „Vor wenigen Wochen wurde der Schulz des eine Stunde von Tultscha gelegenen deutschen Dorfes Malkotsch erschossen. Gegen Mitternacht kamen 2 türkische Militärs . . . vor das Haus des Schulzen, riefen ihn heraus und streckten ihn mit 2 Schuß durch den Leib zu Boden“ (siehe Jb. d. Dobrudschadeutschen 1964, S. 68 — Erich Prokopowitsch).

Stefan Ehret weiß zu berichten, daß die Ortschaft früher einmal einen anderen Standort gehabt habe, nämlich einen Kilometer weiter südlich. Das ursprüngliche Malkotsch sei auf einem Berg gelegen, auf einer der Kalksteinterrassen, die man Kalkofen genannt habe. Bei tieferem Pflügen stießen die Bauern immer wieder auf Mauerreste, Hausrat und Scherben, gelegentlich auch auf Münzen. Erzbischof [Raymund Netzhammer](#) von Bukarest zeigte großes Interesse an diesen Funden, identifizierte sie jedoch als Relikte aus der Römerzeit. Als ich den Erzbischof 1937 auf der Insel Werd/Stein am Rhein besuchte, erzählte er mir hiervon. In seinem Erinnerungsbuch „Aus Rumänien I“, S. 190, schreibt er: „Im Jahre 1865 suchte ein Schwabe aus Malkotsch, der in Geschäften in Mahmudia war, auf einem Ruinenfeld herum, sah dabei einen schön behauenen Stein aus dem Boden herausschauen, grub ihn aus und brachte denselben nach Hause. Da der Bauer bald darauf in Haus und Stall Unglück hatte, schrieb er dies dem Einfluß des erbosten Steines zu. Er glaubte, denselben beschwichtigen zu können, indem er ihn wieder der Mutter Erde übergebe. Der abergläubische Mann führte den Plan aus und vergrub den Stein in seinem Garten. Im Jahre 1903 wurde er dort aufgefunden und unserem Reisegefährten, dem Ortspfarrer Gonska gebracht.“ Die Inschrift auf besagtem Stein bezog sich auf ein Ereignis vom 18. November 322.

Über die Gründung Malkotsch existieren mehrere Versionen, die allerdings im Kern gleich sind und das Gründungsjahr 1843 nicht in Frage stellen. So berichtet P. Nötges (Jb. d. Dobrudschadeutschen 1964, S. 170 f.), die späteren Malkotscher seien zur Auswanderung aus Südrußland durch einen strengen Winter veranlaßt worden, der all ihre Saaten und ihren Viehbestand vernichtet habe. Nach langem Umherirren durch die Moldau, Serbien und Siebenbürgen habe ihnen der Bischof

von Jassy¹ die Ansiedlung bei Tultscha empfohlen. Anton Stolz (Jb. d. Dobrudschadeutschen 1964, S. 170 f.) berichtet, daß die Siedler, bevor sie sich für Malkotsch entschlossen hatten, im Jahre 1842 in Caraibil, Sarinasib und Sarighiol Fuß zu fassen versuchten. Da das nicht gelungen sei, hätten sie den Winter 1842/43 mit Hab und Gut in Tultscha verbracht und seien dann im Frühjahr nach Malkotsch gezogen.

Wie sich denken läßt, gestalteten sich die ersten Jahre für die Neusiedler außerordentlich mühsam. Sie waren sich völlig selbst überlassen, ihrer Arbeitsfreude, ihrem Willen zum Durchhalten und ihrem Gottvertrauen. Sie bauten sich so recht und schlecht kleine Häuser, eine Kapelle und zwei Zimmer für einen Priester. Seit 1847 wurde die Gemeinde von Tultscha aus seelsorglich versorgt. 1848 erhielt Malkotsch schließlich einen Italiener als eigenen Pfarrer. Kurz zuvor, am 1. November 1847, wurde das erste Kirchenbuch² angelegt, und zum erstenmal eine Liste der Einwohner aufgezeichnet. Da der erste Pfarrer jedoch ein Italiener war, erscheinen die Familiennamen in sehr entstellten Formen; der Pfarrer hatte eben die Namen so eingetragen, wie er sie gehört hatte. Der erste „Catalogo dello state dell’anime esistenti“ vom 1. November 1847 führt 28 Familien mit 134 Seelen auf. Die Eheschließungen zeigen, daß diese wenigen Familien fast ausschließlich unter sich heirateten. Nur vereinzelt holte sich ein junger Mann seine Frau in den benachbarten evangelischen Siedlungen, in Katalui oder Atmadscha.

Gelegentlich trafen aus Bessarabien noch Zuwanderer ein. Ansonsten wuchs die Kolonie durch natürliche Vermehrung an. Verglichen mit der Einwohnerliste von 1847 stieg die Bevölkerung bis zum Jahre 1906 stark an: das Kirchenbuch verzeichnete nunmehr 135 Familien und 784 Seelen. Zur Zeit des Ersten Weltkriegs wurden bereits 1000 Einwohner geschätzt. Damals hatten die Malkotscher schlimme Zeiten durchzumachen: Während die Väter als Deutsche interniert wurden, mußten die Söhne gegen die Deutschen kämpfen; mancher von ihnen blieb auf dem Kampffeld. Ende 1916, bereits im Jahre von Rumäniens Kriegseintritt, war Malkotsch von den Bulgaren und Deutschen erobert worden. Jenseits des zweiten Donauarms lagen jedoch die Russen und nahmen die Ortschaft ständig unter Beschuß. Die Häuser und die Kirche erlitten starke Schäden, die Leute mußten sich im Keller aufhalten. Drei Treffer hatten die Mauer und das Dach der herrlichen Kirche durchschlagen und den Innenraum verwüstet. Das Deckengewölbe stürzte samt Leuchter teilweise ein, die Altäre wurden umgerissen.

Der deutsche Pfarrer befand sich ebenfalls unter den Internierten. Zum Glück kehrten diese alle wohlbehalten nach Hause zurück. Bis zur Umsiedlung an 1940 feierten die Betroffenen ihren Entlassungstag (den 5. April 1918) alljährlich zusammen mit ihren Familien; selbst ein Hochamt durfte an diesen Gedenktagen nicht fehlen als Zeichen des Dankes gegenüber Gott.

Zwischen den beiden Weltkriegen brachten es die Deutschen in Malkotsch wieder zu einem ansehnlichen Wohlstand. Mit den wenigen Rumänen und mit den Behörden kamen sie gut aus. Als sie 1940 alles, was sie sich mit so viel Fleiß und Hingabe geschaffen hatten, stehenlassen mußten, um in eine ungewisse Zukunft zu gehen, fiel der Abschied überaus schwer. Noch im Sommer 1940 sah die Lage an-

¹ Iaşi, Hauptstadt des Kreises Moldau in Rumänien

² Die älteren Kirchenbücher bis 1940 sind leider verschollen. Falls noch jemand zum Verbleib Auskunft geben kann, bitte E-Mail mail@dobrudscha.eu

ders aus. Ich fuhr damals durch die katholischen deutschen Dörfer und forderte die Leute auf, getrost in ihrem Eigentum zu verbleiben. Nirgends wurde diese Aussicht, in der bitter erkämpften Heimat bleiben zu dürfen, dankbarer aufgenommen als in Malkotsch. Schließlich war die Umsiedlung doch nicht zu vermeiden; sie stellte sich, von heute aus betrachtet, als Segen für die Deutschen heraus. 1102 Personen sind damals weggezogen, nur 15 blieben zurück.

Kirche und Schule

Der schulische Sektor sowie die Verbindung mit der deutschen Kultur war in den deutschen Dörfern der Dobrudscha eng und ausschließlich mit der Kirche verbunden. Sie stellte praktisch die alleinige Kulturträgerin dar. Nachdem sich die Malkotscher einigermaßen eine materielle Grundlage geschaffen hatten, bauten sie eine Kapelle und zwei Zimmer für einen Priester. Vorläufig wurden sie von Tultscha aus betreut, aber schon 1848 leisteten sie sich einen eigenen Pfarrer, für dessen Existenz sie zu sorgen hatten: Von 1870 bis 1900 wirkte der italienische Pfarrer Theodor Domenico in Malkotsch. Dieser Pfarrer war es, der den Bau der großen Kirche auf steiler Anhöhe leitete; 1882 wurden die Fundamente gelegt, 1890 konnte das architektonisch gelungene und schön ausgestattete Gotteshaus eingeweiht werden. Auf Pfarrer Domenico folgte 1900 Pfarrer Alois Gonska, der 13 Jahre in Malkotsch blieb und in dieser Zeit den imposanten Turm der Kirche vollendete (1902). Pfarrer Gonska stammte aus Sokrau³, Schlesien, das er während des Kulturkampfes (1872 — 1878) unter Bismarck verlassen hatte. Mit Gleichgesinnten wurde er damals in der Erzdiözese Bukarest aufgenommen, die in Cioplea ihren Sitz hatte; im dortigen Priesterseminar absolvierte er sein Studium der Philosophie und Theologie und wurde zum Priester geweiht.

Als der Gottesdienst in der neuen Kirche abgehalten werden konnte, diente die alte Kapelle als deutsche Schule. Unter türkischer Herrschaft existierte nur eine deutsche Schule, an der anfangs ältere Dorfbewohner unterrichteten, dann einigermaßen ausgebildete Lehrer. Als erster deutscher Lehrer wird Franz Stolz genannt, der noch in Privathäusern unterrichten mußte; er starb sechzigjährig 1872. 1879 wurde die erste rumänische Schule samt einer Lehrerwohnung erbaut. Der rumänische Unterricht wurde nach und nach obligatorisch. Zunächst wurde vormittags deutsch, nachmittags rumänisch unterrichtet, seit 1900 nur noch rumänisch, während der Pfarrer für den Deutschunterricht sorgte. Als gute Lehrer haben sich Lăpuşneanu und Dănulescu einen Namen gemacht. Ortansa Todie und Constantin Cîsic unterrichteten sowohl rumänisch als auch deutsch. Nach dem Gesetz durfte der Pfarrer täglich eine Stunde Deutsch und eine Stunde Religion unterrichten. Der Schematismus der Erzdiözese Bukarest für 1933 nennt 65 katholische Buben und 53 katholische Mädchen als Besucher der Gemeindeschule sowie 66 Burschen und 48 Mädchen, die sich an der Katechese in der Kirche beteiligten. Die Zahl der Gläubigen betrug damals 892 in 195 Familien; Schulze war Johannes Türk, als Pfarrräte fungierten Heinrich Mack und Robert Kost; Pfarrer Robert Lenz (1932—1937) stand in jener Zeit der Gemeinde als Seelsorger vor. Für das Jahr 1931 konstatierte der Schematismus 1933: 30 Taufen, 7 Trauungen, 15 Begräbnisse und 585 Osterkommunionen.

³ gemeint ist wahrscheinlich Sorau, das heutige polnische Żary

Doch zurück zum Nachfolger von Pfarrer Gonska.

In seine Amtszeit fiel ein Besuch Erzbischofs Netzhammer im Juni 1907, den dieser in seinem Buch „Aus Rumänien 1“, S. 186, festgehalten hat: „Am zweiten Sonnabend des Monats Juni trafen wir in später Abendstunde in der deutschen Gemeinde Malkotsch bei Tultscha ein. Sonntagmorgens waren die mir schon früher, namentlich von einer Volksmission her gut bekannten Schwaben, wie man dort diese deutschen Bauern nennt, in ihrer neuen schönen Kirche zu einem erhebenden Frühgottesdienste versammelt. Bald nachher beim Abmarsch zeigte sich erst recht deutlich, daß wir alte Bekannte waren, denn im Dorfe stand alles vor den Häusern und winkte lebhaft einen freundlichen Abschiedsgruß nach. Wir sprengten aber auch in flottem Aufzuge durch das Dorf! Acht junge Reiter auf feurigen Pferden und zwei Wagen mit den Ortsbehörden gaben uns das Geleite.



Malkotsch, 1937

Wie in wilder Jagd flogen Pferde und Reiter im offenen Feld dahin. Der Anblick war großartig und erhielt noch erhöhten Glanz durch den herrlichen Sonnenschein, der über der Gegend lag.“

1913—1922 Eugen Geisler, kurze Zeit Franz Sirncek, und 1922—1924 Franz Schliermann Pfarrer von Malkotsch; ihnen folgten von 1924—1926 Emanuel Kreis, 1926—1930 Edmund Barciovski und von 1930—1932 Dr. phil. et. theol. Adolf Isidor Bachmeier. Unter Pfarrer Barciovski und dem Schulzen Matthias Ehret war 1927 das Pfarrhaus völlig restauriert und vergrößert worden. Unter Pfarrer Bachmeier erlebte das Gemeindeleben einen merklichen Aufschwung. Der neue Pfarrer nahm sich bevorzugt des Deutsch- und Religionsunterrichts an und baute einen Kirchenchor auf (1930). Die Malkotscher waren sehr musikalisch, so daß in kurzer Zeit ein 30- bis 40köpfiger Chor zusammengestellt war, der mehrstimmige

Messen und Choräle singen konnte. Stefan Ehret schreibt hierüber im Jahrbuch 1967, S. 147: „Als Pfarrer Bachmeier von Malkotsch abgerufen wurde, übte er mit uns noch ein Abschiedslied ein, und man konnte es ihm ansehen, wie schwer ihm der Abschied von seinem lieben Malkotsch fiel. So wie die Malkotscher an Pfarrer Bachmeier hingen, so hat wohl selten eine Gemeinde ihren Pfarrer verehrt. Der Chor bestand auch noch unter den nachfolgenden Pfarrern. Mein Bruder Ignaz, der 1945 gefallen ist, hatte ihn zeitweilig geleitet.“

Pfarrer Bachmeier wurde von Robert Lenz, und dieser 1937 von Anton Söhn abgelöst, der bis zum Mai 1970 Pfarrer von Malkotsch war. Pfarrer Söhn hatte sich mit allen Kräften gegen die Umsiedlung der Deutschen gewehrt und wich nicht von seiner Stelle, als nur noch wenige Gläubige zurückgeblieben waren. Zur gleichen Zeit war Frä. Gertrud Buchwald deutsche Lehrerin in Malkotsch (1938—1940). Sie hatte an 200 Schulkinder zu unterrichten, die sie in zwei Gruppen aufteilte. „Ich habe mich heiser geredet“, schrieb mir die ehemalige Lehrerin (heute mit dem Namen Frau Zehner) neulich aus Australien, und man wird es ihr angesichts der riesigen Schülerzahl wirklich glauben! Sie wohnte in Malkotsch im Gasthaus der Familie Mack.

Pfarrer Söhn hatte während der Kriegsjahre und der stalinistischen Ära viel durchzumachen. Die langen Gefängnisjahre ruinierten seine Gesundheit. Als er 1964 aus dem Kerker entlassen wurde, schien er nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen. Herbe Enttäuschungen hatte dieser schlichte, gutherzige Priester erlebt, doch bewahrte er sich sein Lächeln. 1969 war es ihm vergönnt, seine Verwandten und Pfarrkinder in Deutschland zu besuchen. Eine Kur in Bad Reichenhall schuf seinem Asthmaleiden Linderung. Nachdem er zurückgekehrt war, zwang ihn seine Krankheit jedoch auf das Bett. Eine letzte Freude bedeutete es dem Pfarrer, die Restaurierung seiner herrlichen Malkotscher Kirche — nach Lage und Ausmaß eine der schönsten Kirchen der Dobrudscha — eingeleitet zu haben. Am 2. Mai 1970 wurde er von seinem Leiden erlöst.

Gegenwärtig befindet sich Alexander Gajewski als Pfarrer in Malkotsch.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei eine Schilderung des Bukarester Erzbischofs über dessen Firmungsreise im Mai 1918 in Malkotsch beigelegt. Netzhammer hatte bereits 1902 eine Volksmission in der deutschen Gemeinde durchgeführt und sie seither lieb gewonnen. Am 29. April 1922 stattete der Erzbischof Malkotsch einen letzten Besuch ab. Johannes Türk brachte ihn damals zusammen mit zwei Priestern anschließend zum Razelmsee. Nun aber zu Netzhammers Bericht vom Mai 1918: „Von den Katholiken in Tultscha, die hier in schönster Lage eine prächtige Kirche besitzen, sind viele noch nicht in ihre alten Heime zurückgekehrt. Da es Sonntag war und ein ganz ordentlicher Chor zur Verfügung stand, sang ich um 8 Uhr bei ziemlich gefüllter Kirche ein Hochamt, firmte 27 Kinder und sprach den hartgeprüften Leuten Mut zu. Kaum war hier der Gottesdienst vollendet, wurde mir die Ankunft des Wagens und der Reiter, welche mich nach Malkotsch zu bringen und zu begleiten hatten, gemeldet.

Für halb 11 Uhr war in diesem deutschen katholischen Dorfe, das sieben Kilometer östlich von Tultschea liegt, mein Eintreffen erwartet. Diesmal gaben es die Malkotscher besonders vornehm. Sie hatten mir die kräftigsten, unter dem Militäralter stehenden Burschen und die schönsten Pferde entgegengeschickt und den Wagen zog ein Viergespann. Unter einem Hurraruf wurde vor der Kirche in Tultscha

losgefahren und die Reiterei und der Wagen sprengten so rasch wie nie zuvor durch die Straßen. Fast wäre ein Unglück geschehen, denn man rannte ein Fuhrwerk förmlich um. Meine Malkotscher schauten aber nicht einmal zurück, sondern ritten tapfer darauf los. Die stolzen Burschen haben ja nur jedes vierte oder fünfte Jahr Gelegenheit, sich mit so großer Anzahl mit ihren Pferden und mit ihrem Rennen in der Stadt zeigen zu dürfen. Und heute galt es, nicht nur in der Stadt, sondern bis in das Dorf hinein stramm auf dem Pferd zu sitzen, denn der Straße entlang standen zahlreiche bulgarische Soldaten und Offiziere der dritten Armee, die hier immer noch hinter den Kanonen, in den Unterständen und in den Schützengräben lag.

Auf der breiten Dorfstraße in Malkotsch erwarteten mich prozessionsweise aufgestellt der Ortspfarrer, der Militärgeistliche Nötges, der uns eine Stunde vorgefahren war, und das zahlreiche Volk. Eine Unmasse von Soldaten und Offizieren, die hier ein Hauptquartier hatten, schauten mit großen Augen dem Empfange zu. Unter den Klängen einer starken bulgarischen Regimentsmusik fand der Aufzug zum Gottesdienste statt. Gut, daß ein katholischer Bischof in diesen Ländern eine internationale und neutrale Stellung hat, sonst könnten ihm derartige Empfänge, wenn er sie auch weder veranlaßt noch gewünscht, das Genick brechen. Beim Gottesdienste in den Schulsälen hielt Hochwürden Nötges an die Malkotscher, denen er im Verlaufe von anderthalb Jahren in jeder Weise hilfreich zur Seite gestanden, eine zündende Predigt voll Belehrung und Aufmunterung. Der Gemeinde wurde die herrliche Pfarrkirche bis zur Unbrauchbarkeit zerschossen und die Leute hatten auch in anderen Beziehungen unzählig viel zu leiden und zu dulden.

Zur Firmung wurden 164 Kinder mit ihren Paten auf dem geräumigen Schulhof halbkreisförmig aufgestellt. Als ich zum Schlußsegen und zur Ansprache auf der mehrstufigen Schulhausstiege stand und das wundervoll malerische Bild mit den im Schmucke dastehenden Neugefirnten, mit den Paten und dem zahlreichen Volke vor mir hatte, kam es mir vor, als hätte ich während meiner ganzen bischöflichen Tätigkeit nichts Prächtigeres gesehen. Innig war auch die Zuneigung, die mir am Abend beim Abschiede von dem lieben Volke, dem ich schon vor 16 Jahren eine Volksmission gepredigt und das ich später wiederholt besucht hatte, bewiesen wurde. Der heutige Besuch in Malkotsch war ein glänzender Abschluß meiner Firmungsreise in der Dobrudscha.“

Wirtschaftliche Lage

Die Bauern von Malkotsch verfügten über guten Boden. Das war eine wichtige Voraussetzung für eine Gemeinde, die praktisch ausschließlich von der Landwirtschaft lebte. Der Anbau von Weizen und Hafer dominierte, Viehzucht und Weinbau spielten eine untergeordnete Rolle. Da sich jedoch das Dorf rasch ausdehnte und die Bevölkerungszahl zunahm, machte sich nach und nach ein Landmangel spürbar. Paul Träger („Die Deutschen in der Dobrudscha“, Stuttgart 1922, S. 49)⁴ wußte für die Zeit am Ende des Ersten Weltkriegs zu berichten, daß ungefähr 80 Familien landlos waren bzw. nur ihren Hofplatz besaßen. Diese Familien mußten sich Land pachten oder bei anderen Bauern Lohnarbeiter machen. Daher wanderten eine große Anzahl von Familien aus: nach Kanada und in jüngere deutsche Ko-

⁴ Neuauflage 2014, Verlag BoD, ISBN-13: 978-3735791559

lonien der Dobrudscha. Natürlich wären die meisten am liebsten in das alte Vaterland zurückgekehrt, aber dieses war durch den Versailler Vertrag selbst in Elend und Not geraten, so daß man im Deutschen Reich schwerlich hätte Fuß fassen können. Durch die hügelige Lage bedingt, vermittelte Malkotsch nicht in gleichem Maße wie andere deutsche Siedlungen der Dobrudscha ein geschlossenes Bild. Die ca. 150 Höfe (1920 waren es nach Träger 144) wurden erst nach und nach gegen die Straße mit weißen Steinmauern abgegrenzt. Als besondere Attraktion besaß Malkotsch schon recht früh eine stattliche Wirtschaft und ein Café.

Otmar Lerchbaumer vermittelt in seiner „Beurteilung der deutschen Dörfer von Do 1 (Do 1 = Einteilungsnummer der Umsiedlungskommission) in bezug auf ihre Wirtschaft“ folgende Darstellung der wirtschaftlichen Situation von Malkotsch: „Es ist das größte deutsche Dorf in Do 1. Die Bevölkerung besteht fast nur aus mittleren Bauern, daneben gibt es auch einige Kleinbauern.

Die Wirtschaft ist weder gut noch als schlecht zu bezeichnen. Man sieht hier schon bei sehr vielen Bauern moderne landwirtschaftliche Maschinen, wobei es sich fast nur um deutsche Maschinen handelt, trotzdem ist die Bearbeitung der Felder nicht besonders gut. Es wird ungefähr 15 cm tief gepflügt. Ein sonst in der Dobrudscha auftretender Nachteil trifft in Malkotsch nicht so sehr zu, daß nämlich in Ermangelung von Holz auch der Mist zum Heizen verwendet wird und somit keine Düngung des Ackers erfolgen kann. Das fällt hier weg, da die Bauern teilweise Waldbesitz haben. Die Getreideernte reicht meistens nur für den Eigenverbrauch aus.

Die Viehwirtschaft läßt zu wünschen übrig. Man sieht unter den Pferden oft sehr schöne Tiere, die aber manchmal verwahrlost und ungepflegt sind. Kühe besitzt jeder Bauer nur wenig, höchstens eine bis zwei und sie dienen zum größten Teil nur zur Selbstversorgung, ein ganz kleiner Teil wird nach dem 8 km entfernten Tultscha gebracht. Schweinezucht wird ziemlich betrieben und es gibt sehr schöne Mastschweine. Sehr verbreitet und ausgebildet ist die Geflügelzucht. Die Wohnhäuser und Ställe werden meistens selber gebaut. Die Patzenwände werden auf einem Fundament aus Steinen aufgebaut, dann wird ein Dachstuhl daraufgesetzt und mit Schilfrohr aus den nahegelegenen Donausümpfen gedeckt. Die Wände sind verhältnismäßig dünn (ungefähr 25—30 cm), bestehen aus den sogenannten Patzen, das sind in der Sonne getrocknete große Lehmziegel. Es gibt natürlich auch Ausnahmen, wo Häuser unterkellert und mit Ziegel gedeckt sind. Auf das äußere Aussehen und besonders auf den Anstrich, der ausnahmslos weiß mit blauen Hölzern und Fensterstücken ist, wird großer Wert gelegt, so daß viele Häuser einen schönen und netten Eindruck machen. Die Hofform ist ziemlich einheitlich, sie ist mehr oder weniger rechteckig, auf der linken Seite befindet sich das Wohnhaus, an das sich dann meistens der Stall und ein Magazin anschließt. Rechts gegenüber befindet sich die sogenannte Sommerküche, das ist ein leichter Wohnhausbau, in welchem im Sommer gekocht und gegessen wird. Daneben steht dann ein Schuppen oder eine Art Scheune. Am Ende des Hofes, gegenüber dem Eingang, steht der aus Brettern gebaute Schweinestall und daneben das Maishaus, das auch aus Brettern gemacht ist, damit die darin befindlichen Maiskolben austrocknen können. Daran schließen sich dann die Stroh— oder Heuschober, wobei es sich hauptsächlich um Gersten-, Hafer- und Leinstroh handelt, an. Letzteres wird aber nur zu Verbrennungszwecken benutzt. Das Heu ist minderwertig und mit jungem Schilf ge-

mischt, darauf ist auch teilweise die geringe Ertragsfähigkeit der Milchwirtschaft zurückzuführen. Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, daß in der Dobrudscha nur die Deutschen eine Milchwirtschaft haben und dadurch der Absatz leicht und ziemlich einträglich ist, was aber von den deutschen Bauern gar nicht ausgenutzt wird.

Der Hofplatz ist ziemlich groß, im Durchschnitt 2500 qm, und zwar weil auf dem Hofe gedroschen wird. Die der Straße zugewandte Seite wird durch eine weißgetünchte Lehm- oder Steinmauer, die ungefähr 1,20 m hoch ist, abgeschlossen.“

Die Nähe der Stadt Tultscha war für Malkotsch ein großer Vorteil. Alle Erzeugnisse konnten dort abgeliefert werden. Anfangs trieben die Neusiedler mit dem Holz, das sie vom Ausroden des Waldes gewannen, Tauschhandel mit den umliegenden Dörfern. So wurden Kartoffeln, Vieh, Getreide eingetauscht oder auch, mit den am Delta wohnenden Lipowanern, Salzfische. Den Rest brachte man nach Tultscha. Schnell arbeiteten sich die Malkotscher hervor. Die Anzahl der Tiere: Pferde, Kühe, Schafe und des Geflügels: Hühner, Enten, Gänse und Tauben stieg rasch. „Die Gemarkung von Malkotsch umfaßte 2053 ha. Davon entfielen auf das Dorf 20 ha, Weideland (Islaz) 100 ha, Kirchenland 10 ha, Schulland 10 ha, Waldland 100 ha, Weideland (Pasunat) 281 ha, Tapi-Land 466 ha, das übrige Ackerland (Coverna) und das Felsenland (Ödland).“ (Jb. 1964, S. 172, Stefan Ehret). „Die Malkotscher wurden im Laufe der Zeit die Versorger von Tultscha, das sich auch vergrößerte. Die deutschen Bauern konnten den Schafkäse, die jungen Lämmer, die Wolle in Tultscha gut verkaufen, aber geradezu unentbehrlich für die Versorgung der Stadt wurde die Butter, der Kuhkäse, die Eier, Hühner, Enten und Gänse aus Malkotsch.“ (Jb. 1966, S. 131, Stefan Ehret.) So kam es, daß die Bäuerin oft mit ihrer Wirtschaft mehr verdiente als der Bauer mit seinem ganzen Ackerbau. Das Getreide brachte nie viel Gewinn ein. Denn, gab es viel Getreide, war der Preis niedrig. Der Preis stieg immer dann, wenn der Bauer selbst kein Getreide hatte, sei es, weil es nicht gegnet hatte, sei es, weil Hagel und Unwetter alles vernichteten, oder weil Heuschrecken über das Land zogen.

Von allen deutschen katholischen Dörfern verfügte Malkotsch über den besten und gepflegtesten Wein. Während man sonst meist nur Teras anbaute, kannten die Malkotscher eine Reihe von edlen Sorten und verstanden viel vom Weinbau. Die Reblaus, die nach dem Ersten Weltkrieg in ihrer verheerenden Wirkung auftrat, wurde rasch vernichtet. Die Ernten fielen in den folgenden Jahren reichlich aus. Jeder Bauer hatte in seinem Keller eigenen Wein liegen, brannte Schnaps und handelte diese Erzeugnisse gegen andere Ware ein. Besondere Einnahmequellen ergaben sich durch den Fischfang und die Jagd. Da das Land knapp wurde, verlegten sich viele auf das Fischen und Jagen im Donaudelta. Im Herbst wurde regelrecht eine Treibjagd durchgeführt. Die Beute diente wiederum teils dem Eigenbedarf, teils wurde sie in Tultscha verkauft.

Mit einigem Unternehmungsgeist konnte man in Malkotsch trotz mancher Widerwärtigkeiten reich werden. Ein Beispiel dafür bot Georg Michael Ehret, der das erste Gasthaus eröffnete und die erste Windmühle der Ortschaft in Betrieb nahm. Das brachte ihm so viel Geld ein, daß er immer mehr Land zusammenkaufen konnte. Als die Rumänen 1878 Herren des Landes wurden, führten sie eine Agrarreform durch, nach welcher Georg Michael Ehret je 10 ha Land der Kirche und der

Schule abtreten mußte und weiteren Landbesitz einbüßte.

Schlußbetrachtung

Gerechterweise muß anerkannt werden, daß Malkotsch keineswegs eine arme Gemeinde war, jedenfalls war sie nicht ärmer als sonst eine deutsche katholische Ortschaft der Dobrudscha. Freilich besaß Karamurat viel mehr Land, aber Reichtum darf nicht allein nach Hektar gerechnet werden, obwohl diese Anschauung in der Dobrudscha beliebt war. Die Malkotscher verfügten im Durchschnitt über mehr Bargeld als ihre Landsleute in anderen deutschen Dörfern. Zweifellos befanden sich auch ihr Lebensstandard und ihre Allgemeinbildung auf einem höheren Stand, als das sonst in den deutschen Dörfern der Dobrudscha der Fall war. Die enge Verbindung zu Tultscha hatte den geistigen Horizont der Malkotscher geweitet und sie mit dem städtischen Leben konfrontiert. Als ich 1923 Malkotsch zum erstenmal besuchte, fiel mir die gegenüber den Karamuratern viel aufgeschlossener und fortschrittlichere Lebensauffassung der Malkotscher auf: Die Möbel und die häusliche Einrichtung waren vornehmer und reichhaltiger; sogar Grammophone — für einen Dreizehnjährigen damals eine Novität — waren anzutreffen. Die Kleidung der Frauen und Mädchen war modischer und bunter, die Nahrung abwechslungsreicher als in Karamurat. Vor allem war die geistige Einstellung der Malkotscher den Dingen des Lebens — auch der Religion — gegenüber kritischer als diejenige anderer Landsleute. Daraus mangelnde Religiosität folgern zu wollen, wäre falsch. Die Malkotscher waren durchaus von wohlwollender und hilfsbereiter Gesinnung sowie von tiefer Religiosität. Der Besuch der Gottesdienste, der Empfang der Sakramente und die täglichen Gebete im Kreis der Familie ließen nicht zu wünschen übrig.

Die Pfarrer von Malkotsch

1843—1848	wurde Malkotsch vom Pfarramt Tultscha aus betreut:
1848—1870	ein italienischer Pfarrer;
1870—1900	Theodor Domenico;
1900—1913	Alois Gonska;
1913—1922	Eugen Geisler — kurze Zeit Franz Sirucek;
1922—1924	Franz Schliermann;
1924—1926	Emanuel Kreis;
1926—1930	Edmund Barciowski;
1930—1932	Dr. phil. et. theol. Adolf Isidor Bachmeier;
1932—1937	Robert Lenz;
1937—1970	Anton Söhn;
1970	Alexander Gaievski.

Karamurat

Karamurat galt nicht nur als das größte und reichste, sondern auch als das schönste deutsche Dorf in der Dobrudscha. So bezeichneten es Petri im Jahrbuch 1970 (S. 17), Erzbischof Netzhammer in seinen Schriften und viele andere, die diese Ortschaft, 25 km nordwestlich von Konstanza, 8 km westlich vom Tasaul-See und 18 km von der Bahnstation Medgidia entfernt in hügelloser Ebene gelegen, kennengelernt haben.

Gründung des Dorfes und seine Entwicklung

Sebastian Kreis und mein Vater hatten mir viel über die Gründung von Karamurat erzählt. Meine diesbezüglichen Notizen wurden wie alle meine anderen Schriftstücke im Zuge des 18. Novembers 1952, als ich verhaftet wurde, beschlagnahmt und vernichtet. So bin ich allen zu Dank verpflichtet, die dazu beitragen, die Geschichte von Karamurat aufzuhellen.

Die Herkunftsgebiete der Karamurater waren meist dieselben wie jene der Malkotscher. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert waren Deutsche aus Elsaß-Lothringen, Baden, der Rheinpfalz und Schwaben nach Südrußland ausgewandert, wo ihnen zu günstigen Bedingungen Ackerland zur Verfügung gestellt wurde, und wo sie — wenigstens anfangs — von den Steuern und vom Militärdienst befreit waren. Durch die Russifizierungspolitik in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie aus wirtschaftlichen Gründen verließen viele deutsche Siedler Bessarabien (vor allem Krasna), um sich eine neue Heimat zu suchen. Viele Familien wanderten nach Amerika aus, einige Familien zogen sogar nach Palästina (Ruma), wo sie 1874 anlangten, aber wegen der großen Hitze nur eineinhalb Jahre blieben. Markus Ruscheinski schrieb: „Meine Großeltern Ruscheinski kamen aus Palästina, wo sie etwa zwei Jahre zusammen mit Peter Sohn und Matthias Ruscheinski waren. Die Großmutter meiner Julewes (d.h. Tante Julia) hat davon erzählt, daß sie in der Verkündigungskapelle das Magnificat gesungen haben, deutsch und lateinisch.“

Andere Familien gehörten zur Volksgruppe der Kaschuben und Polen, die sich zeitweise in Südrußland niedergelassen hatten und dann in die Dobrudscha gezogen waren. Sie waren zahlenmäßig den deutschen Familien weit unterlegen und übernahmen daher von jenen die deutsche Sprache und deutsche Sitten. Die Familien, die aus Bessarabien, vornehmlich aus Krasna, ausgesiedelt waren, versuchten zwischen 1876 und 1878 mehrfach Fuß zu fassen: in Malkotsch, Caraibil, Taschaul, Fachri und Kodschalie. Schließlich fiel ihre Wahl auf das türkische Dorf Kara-Murat, wo ehemals 300 Tatarenfamilien gewohnt hatten. Als die Dobrudscha an Rumänien fiel, verringerte sich ihre Zahl auf ca. 70 Familien; später verließen weitere türkische Familien das Land.

Zu den ersten sieben deutschen Familien Karamurats gehörten (1878) 1. Sebastian Kreis, 2. Christian Fähnrich, 3. Johannes Müller, 4. August Sohn, 5. Josef Müller, 6. Johannes Ruscheinski und 7. David Ruscheinski. Nach der Gründung der deutschen Siedlung Karamurat traten u.a. folgende Familien hinzu: 1. Kaspar Götz, 2. Matthias Ternes, 3. Michael Ternes, 4. Josef Kuhn, 5. Martin Politzki, 6. Tho-

mas Müller, 7. Matthias Müller, 8. Michael Götz, 9. Thomas Gedack und 10. Peter Arnold. An 1884 lebten bereits ca. 50 deutsche Familien in Karamurat; laut Schematismus unterrichtete der Pfarrer 1885 schon 100 Kinder. Die damalige Einwohnerzahl von ca. 300 stieg bis 1940 auf knapp 1500 an.

Die Deutschen ließen sich abseits von den im Tal wohnenden Türken auf einer leichten Anhöhe nieder. An freiem Land bestand kein Mangel. Jeder konnte sich soviel nehmen, wieviel er bewirtschaften konnte. Jede Familie legte sich einen großen Hof an und grub einen tiefen Brunnen. Anfangs wohnte man noch in Bordeen (Erdhütten), erst allmählich in richtigen Häusern. Die ganze Familie war in die Landwirtschaft eingespannt, von deren Ertrag der Zehnte dem Staat abzuliefern war.

Das Jahr 1878 war jedoch nicht nur das Gründungsjahr von Karamurat, sondern auch jenes, in welchem die Dobrudscha gemäß dem Frieden von San Stefano an Rußland und dann durch Tausch mit dem südlichen Bessarabien an Rumänien fiel. Unter der türkischen Herrschaft konnte sich das deutsche Schul- Kirchen- und Gemeindegewesen verhältnismäßig frei entfalten. Das änderte sich unter den neuen Machthabern; auch die Freistellung vom Militärdienst entfiel nunmehr.

Zwischen dem türkischen und deutschen Ortsteil wurden jetzt Rumänen, vornehmlich aus Siebenbürgen, angesiedelt. 1883—1884 wurde eine neue Landvermessung durchgeführt: jeder erhielt für einen Hofplatz zuerst 4000 qm, dann nur noch 2000 qm; der Kaufpreis für das Kleinlot (10 ha) belief sich auf 3Lei pro Hektar, für das Großlot (100 ha und mehr) auf 5Lei pro Hektar. Man konnte für jede Seele, also jedes Familienmitglied, ein Kleinlot erwerben, das sog. „Seelenland“. Bis auf wenige Ausnahmen erwarben die Deutschen nur Kleinlote, da sie auch an die Bearbeitung des Bodens dachten. Außerdem lag damals die Pachtgebühr (2 Lei pro Hektar) sehr niedrig.

Jene Deutsche, die nach 1884/85 nach Karamurat kamen, erhielten kein „Seelenland“ mehr; sie blieben auf Pachtland angewiesen oder mußten Land kaufen. Gerade die Rumänen, die an 1884 bevorzugt worden waren, verkauften immer wieder Land an Deutsche. Weitere Möglichkeiten ergaben sich, wenn Deutsche nach Amerika oder Türken nach der Türkei auswanderten.

Als Erzbischof Raymund Netzhammer u. a. im Juni 1907 Karamurat besuchte, interessierte er sich auch für die Landwirtschaft der Deutschen. Da er selbst etwas von Landwirtschaft verstand, wollte er den Leuten gute Ratschläge erteilen, doch diese wollten sich nicht belehren lassen, sondern hielten daran fest, was ihnen seit langem überliefert war. In seinem Erinnerungsband „Aus Rumänien I“ (S. 239 ff.) notierte er daher: „Würde eine systematischere Landwirtschaft betrieben, so dürfte Karamurat mindestens noch doppelt so viele Einwohner ernähren als heute, und es wäre vorläufig kein Grund zum Auswandern vorhanden. Aber die manchmal wenig freundliche Behandlung seitens der Behörden und Schwierigkeiten wegen Sprache und Religion fördern mächtig den Zug zum Wandern, der diesem guten und gesunden Völklein bereits in Blüte zu liegen scheint.“

Das Zusammenleben der drei Volksgruppen — der Deutschen, Rumänen und Türken — gestaltete sich verhältnismäßig harmonisch, obwohl die Rumänen eindeutig bevorzugt wurden. Aber schon äußerlich hob sich der deutsche Ortsteil erfreulich von den beiden anderen ab. Paul Träger, „Die Deutschen in der Dobrud-

scha“, 1922 (S. 88 ff.) beschreibt das folgendermaßen: „Wer auf der Straße von Konstanza her nach Karamurat kommt, durchschreitet nun die Siedlungen dreier Nationen, ohne Zwischenraum die eine der andern folgend, aber wie verschiedene Welten sich voneinander abhebend und wirkend.“ Träger vermittelt ein Bild vom tatarischen Ortsteil mit den Lehmhütten, die regellos dastehen; hier gab es keine regelrechten Straßen, keine Gärten, keine Zäune, kein Grün. Der rumänische Ortsteil wies bereits hübsche Villen auf sowie gerade Straßen. „Da, mit einem Male ist die Straße ganz breit und untadelig gepflegt. Wir sind im deutschen Dorfe, und jeder Blick offenbart uns planmäßige Anlage und höchste Ordnung und Sauberkeit.

Der deutsche Ortsteil hat auf jeder Seite der Hauptstraße noch je drei Parallelstraßen. Auf dem freien Felde vor dem Nordende des Dorfes haben die frommen Bauern ein Kreuz mit einer in versilbertem Metall ausgeführten Darstellung des Heilands errichtet.“

Der Erste Weltkrieg ging nicht spurlos an Karamurat vorbei. Mehrere Berichte finden sich bereits im Jahrbuch der Dobrudschadeutschen. Ich selbs kann mich auch noch an jene Zeit erinnern. Nachdem Rumänien am 17. August 1916 den Mittelmächten den Krieg erklärt hatte, ahnte mein Vater nichts Gutes. Er versteckte verschiedene Hausgeräte und Wertgegenstände. Kurz darauf wurde er zusammen mit 9 anderen Männern des Dorfes und mit Pfarrer Overbeck interniert. Die Pferde und Wagen wurden eingezogen, bald marschierten die Russen ein, die die Deutschen jedoch gut behandelten. Sie wurden abgelöst von den Serben, die plündernd durch das Dorf zogen und die Frauen vergewaltigten. Am 22. Oktober 1916 eroberten die Deutschen und Bulgaren unter Mackensen Konstanza; die Rumänen flohen nach Norden. Da die Deutschen über die militärischen Verhältnisse nicht im Bilde waren, schlossen sie sich teilweise den Rumänen an. Unser Nachbar Peter Ternes riet meiner Mutter, ruhig zu Hause zu bleiben, aber diese packte einige Sachen zusammen und machte sich mit anderen Landsleuten auf den Weg. Bald mußten wir umkehren und suchten im Hause von Jakob Bachmeier, das ziemlich am Ortseingang stand, Zuflucht. Inzwischen hatten uns meine älteste Schwester und mein ältester Bruder verfehlt und damit die Aufregung vergrößert. Als die Deutschen einrückten, kehrten wir in unser Haus zurück. In der vordersten Stube hatten die Bulgaren ihre Pferde untergebracht und alle brauchbaren Gegenstände geraubt oder vernichtet. Erst allmählich ordnete sich das Leben im Dorf. — Zwei junge deutsche Soldaten, Otto und Louis, waren in unserem Haus einquartiert. Sie halfen im Garten, pflanzten Kartoffeln an und erreichten durch Düngung eine reichliche Ernte. Auch der Divisionspfarrer, P. Nötges, besuchte gelegentlich Karamurat, hielt Gottesdienste ab und kümmerte sich um den Religionsunterricht.

Im April 1918 kehrten die Internierten wohlbehalten zurück. Mein Vater, Peter Menges, wurde Bürgermeister. Zusammen mit Josef Ternes und Raymund Ruscheinski kaufte er die Dorfmühle, die bisher Nitza Popa gehört hatte. Auch die Arbeit in der Ziegelei ließ er wieder anlaufen. Allenthalben erholten sich die Deutschen ziemlich rasch von den Folgen des Krieges.

Aber schon machte sich auch in Karamurat durch das schnelle Wachsen der Bevölkerung Landmangel bemerkbar. Gewisse Gesetze erschwerten den Deutschen den Neuerwerb von Land. Und wieder bot sich als einzige Lösung die Auswanderung an: Nord- und Südamerika blieben die Ziele, zumal Deutschland wirtschaftlich selbst am Boden lag.



Hof von Markus und Theresia Müller in Karamurat, 1940

1940 gab es in Karamurat genug junge Familien, die nur noch wenig oder gar kein Land mehr besaßen und daher bei anderen arbeiteten. Gerade diese Leute ließen sich 1940 mühelos für die Umsiedlung ins Deutsche Reich gewinnen, aber auch solche, die erkannt hatten, daß die Zeit für deutsche Kolonien fern vom Mutterland vorbei war. Am 20. November 1940 verließen also 1450 Deutsche Karamurat, ca. 30 blieben zurück. Die Zurückgebliebenen waren des Wanderns müde gewesen, bereuten ihren Entschluß jedoch sehr bald.

Kirche und Schule

In den ersten Jahren seines Bestehens wurde die deutsche katholische Gemeinde von Karamurat seelsorgerisch von den Kapuzinermissionaren der Apostolischen Präfektur Trapezunt¹ betreut. Aber schon 1881 wurde eine eigene Pfarrei gegründet mit dem Schweizer Kapuzinerpater Willibald Steffen als Pfarrverweser. Schon zuvor hatten die Karamurater auf dem Kirchplatz eine kleine Kirche aus Lehm und drei Zimmer für den Priester erbaut. Der Kapuzinerpater war seinen Gläubigen Priester, Lehrer und Arzt in einer Person. Aus seinem Tagebuch geht hervor, daß er mit einem Minimum an Ausgaben auf den Monat auskam. Die Leute sorgten für seine Nahrung und waren ihm im Haushalt behilflich. Dafür kümmerte sich der Pfarrer mit Eifer um die Unterweisung der Kinder in Religion und Deutsch. Im Jahre 1889 übernahm die Erzdiözese Bukarest die Betreuung der Pfarrei Karamurat; neuer Pfarrer wurde Emanuel Mierczowski. Noch im selben Jahr sorgte er für

¹ Trabzon, deutsch historisch Trapezunt (griechisch *Τραπεζοντα*, in der Antike Trapezus), ist eine Stadt im Nordosten der Türkei und deren östlichste große Hafenstadt am Schwarzen Meer. Siehe Wikipedia.

die Errichtung einer Schule aus Backsteinen.

Sein Nachfolger wurde, 1890 der Italiener Luigi di Benedetto, der sehr gut deutsch sprach. Seine segensreiche Tätigkeit in Karamurat währte bis 1904. In seine Amtszeit fiel der Bau des Pfarrhauses 1892 und der großen Kirche 1897/98, die 1902 von Erzbischof Hornstein (Bukarest) unter Anwesenheit von sieben Priestern feierlich geweiht und dem hl. Antonius von Padua gewidmet wurde. Schon am 6. Dezember 1898 war die Kirche jedoch für Gottesdienste freigegeben worden. Neben der unentgeltlichen Bereitstellung der Ziegel und der Mitarbeit brachten die Gläubigen 85 000 Lei für den Bau ihrer Kirche auf, die im neugotischen Stil aufgeführt worden ist: Von den hellgelben Verblendern der Außenwände heben sich die weißen Fensterbogen, Kanten und Linien wirksam ab. Über dem Eingangsportal erhebt sich der Spitzturm mit Geläut und Uhr. Der geräumige und reich ausgestattete Innenraum wird beherrscht von den drei Altären, die samt den Figuren von dem Tiroler Bildhauer Ferdinand Stuessler aus St. Ulrich — ebenfalls in neugotischem Stil — angefertigt worden sind.

Dank den guten Beziehungen von Pfarrer di Benedetto zum rumänischen Kultusministerium wurde im Haushalt des Kultusministeriums eine Planstelle für einen deutschen Lehrer in Karamurat eingesetzt. Leider wurde die alte deutsche Schule 1902 geschlossen und diente fortan dem Pfarrgemeinderat als Sitz. Die deutschen Kinder mußten nun die staatliche rumänische Schule besuchen; der Pfarrer war aber berechtigt, in Deutsch und Religion zu unterrichten.

Von 1904 bis 1910 wirkte Julius Dwucet aus Komozawitz — Galizien als Pfarrer in Karamurat. Er wurde zu einem der beliebtesten Priester in dieser Gemeinde, er war einfach „*unser* Pater!“ Auch als er seit April 1910 in Ploesti war (bis zu seinem Tode 1957), vergaß er seine Gläubigen in Karamurat nicht. Wenn ich ihn besuchte, erzählte er mir gerne von jener Zeit, als mein Vater 1904 zum Gemeindegemeinschreiber und 1906 zum Schulzen gewählt worden war. („Er war noch so jung“, sagte er anerkennend, „und doch so allgemein geachtet.“) Pfarrer Dwucet hatte den intelligenten Paul Ruscheinski unterrichtet und ihn als Mesner und Organisten eingeführt. Zuvor hatte Pauls Vater, Johannes Ruscheinski, der sich maßgeblich am Kirchenbau beteiligt hatte, das Amt des Küsters versehen.

Pfarrer Hugo Bannerth (1910— 1915) aus Schwientochlowitz — Schlesien erhielt von den Karamuratern glattweg den Spitznamen „Krautpanz“, da er gerne Sauerkraut aß. Pfarrer Bannerth war sehr leutselig und unterhielt sich in familiärer Atmosphäre mit den Leuten. Pfarrer Franz Paterock, ein kränklicher Geistlicher, lebte nur kurze Zeit in Karamurat (1915—1916) und machte Heinrich Overbeck aus Mönchen-Gladbach Platz, der bis Februar 1925 Pfarrer von Karamurat blieb. Seine Kollegen nannten ihn spöttisch „schönen Heinrich“, denn er war von stattlicher Figur und vorteilhaftem Aussehen. Als Lehrer ist er seinen Schülern als gar strenger Meister in Erinnerung, vor allem erwarb er sich durch seine Redekunst hohes Ansehen: Er konnte derart mitreißend predigen, daß bisweilen manche Kirchbesucher zu schluchzen begannen. Pfarrer Bannerth, dem ich bis zu seinem Tode an 1940 freundschaftlich verbunden war, erzählte mir, daß ihm Pfarrer Overbeck in Câmpina einmal die Sonntagspredigt abnahm. Während sich Pfarrer Bannerth auf jede Predigt mühsam vorbereiten mußte, verlangte sein Kollege Overbeck erst nach der Epistel die Benennung des Predigtthemas. Sogleich begann Pfarrer Overbeck zum höchsten Erstaunen Bannerths und zur vollen Zufriedenheit

der Gemeinde von Câmpina über das angegebene Thema in wahrer Vollendung zu predigen. — Alle, die Pfarrer Overbeck einmal auf der Kanzel gehört haben, werden sich noch lebhaft an diesen begnadeten Prediger erinnern.

Wegen einiger Mißverständnisse beantragte Pfarrer Overbeck seine Versetzung aus Karamurat, bereute diesen Schritt aber sehr bald; er wäre gerne weiterhin geblieben. Aber auch seinem Nachfolger, Joseph Schubert, der später Bischof wurde, gefiel es in Karamurat. Vom 11. Februar 1925 bis zum 13. Juni 1931 widmete er sein Können und seine Kraft der Gemeinde von Karamurat, für die er sich überall einsetzte. Als Mann der Ordnung ließ er weder in Kirche und Pfarrhaus, noch in Schule und Friedhof auch nicht die kleinste Nachlässigkeit einreißen. Der Friedhof wurde auf seine Veranlassung mit einer Steinmauer umgeben und der Pflege der Gräber bevorzugtes Augenmerk geschenkt. Den Karamuratern kam zugute, daß der vornehme und gebildete Pfarrer unbeugsam die Rechte der Auslandsdeutschen vor den rumänischen Behörden vertrat und in Deutschland das Interesse für die Situation der Dobrudschadeutschen weckte. Er bemühte sich, den Leuten einen höheren Lebensstandard beizubringen und nahm sich deshalb vor allem der Jugend und Kinder an. Doch seine verfeinerte städtische Lebensart schuf trotz guten Willens eine Kluft zwischen ihm und den einfachen Bauern. Die Leute hielten den Pfarrer für stolz, jener litt unter der Distanz, da er die Karamurater hoch schätzte und liebte. Bis zu seinem Tode an 1969 erzählte er mir immer wieder von Karamurat und den dortigen Deutschen.

Die Berufung an die Bukarester Kathedrale war für Pfarrer Schubert ehrenvoll, außerdem brachte sie ihn wieder in seine Geburtsstadt zurück. Dennoch schied er nur ungerne von Karamurat. Am Tage seines Abschieds wurde P. Karl d'André, ein ungarischer Franziskanerpater aus Siebenbürgen, der gut deutsch sprach, als sein Nachfolger eingeführt. Zum Glück wurde er noch im selben Jahr durch Robert Lenz ersetzt, denn der Franziskaner verstand nichts von Seelsorge, sondern lebte in weltfernen Ideen: Der ordentliche Lebenswandel der Gläubigen und ihre Frömmigkeit veranlaßten ihn, an die Gründung einer Art klösterlicher Gemeinschaft zu denken, die das ganze Dorf umfassen sollte u. dgl. m. Pfarrer Lenz fühlte sich dagegen als Banater bei den Deutschen in Karamurat wie zu Hause. Er hielt feierliche Gottesdienste und lange Predigten. Unvergessen bleibt die erhebende Primiz, die Pfarrer Lenz dem aus Italien (Genua) zurückkehrenden Neupriester Anton Söhn bereitete.

Während Pfarrer Lenz nach Malkotsch überwechselte, wirkte Bruno Falewski von 1932 bis 1936 als äußerst korrekter und eifriger Priester in Karamurat. Der neue Pfarrer war in Bukarest geboren und mit Erzbischof Cisar eng befreundet. Zeit seines Lebens konnte er seine vornehme städtische Art nicht verleugnen, lebte zurückgezogen und beschäftigte sich oft mit Musik. Unter ihm feierten Dr. Johann Florian Müller und ich Primiz² in der Kirche von Karamurat (1934).

Pfarrer Falewski ging nach Braila, Oreste Tuschinski trat an seine Stelle (1936—1937). Er war der „dicke Pater“, der zwar das Essen, nicht aber seine Pflichten ernst nahm und daher bald wieder versetzt wurde.

² Unter einer Primiz versteht man grundsätzlich die erste von einem römisch-katholischen oder einem alt-katholischen Priester (bzw. einer alt-katholischen Priesterin) als Hauptzelebrant gefeierte heilige Messe.

Pfarrer Andreas Horn (1937—1940) war ein Schulkollege von mir, der dem Predigen ganz besonderes Gewicht beimaß. Daneben machte er sich in Karamurat vor allem auf dem Gebiet der Medizin, seinem Steckenpferd, verdient. Viele konnte er von verschiedenen Leiden befreien.

Als ersichtlich wurde, daß die Tage der Deutschen in Karamurat gezählt waren, ging Pfarrer Horn nach Râmnic-Vâlcea und überließ die sich in Auflösung befindliche Gemeinde 1940 dem aus Kolelie stammenden Johannes Tuchscherer. Pfarrer Tuchscherer hatte es nicht leicht: War die Moral früher überaus streng, so drohte sie jetzt ins Gegenteil auszuschlagen; die bevorstehende Umsiedlung ließ nämlich alle Prinzipien der Sparsamkeit und Arbeitsamkeit in Vergessenheit geraten, und Müßiggang ist bekanntlich aller Laster Anfang. Nach dem 20. November 1940 blieb Pfarrer Tuchscherer mit nur wenigen Deutschen zurück und schlug sich bis 1945 in Karamurat ärmlich durch. Mehrmals mußte er sich verstecken und den Namen wechseln, um nicht verhaftet zu werden. Schließlich erhielt er eine Anstellung an der Kathedrale St. Joseph zu Bukarest.

Dem Schematismus der Erzdiözese Bukarest von 1933 entnehme ich für das Jahr 1932 folgende Daten: Pfarrer war damals, wie schon erwähnt, Bruno Falewski, Gemeinderäte: Markus Müller und Hieronymus Ruscheinski, Schatzmeister: Joseph Ruscheinski, Schulz: Joseph Türk, Organist, Sänger und Mesner: Paul Ruscheinski. Karamurat zählte 1189 Gläubige in 249 Familien, die dazugehörigen Filialen: Oituz 39 Gläubige in 7 Familien, Karatai 31 Gläubige in 9 Familien, Carol I. 13 Gläubige in 2 Familien, Kodschalie 11 Gläubige in 2 Familien.

Das sind also insgesamt 1283 Gläubige in 268 Familien, die 1932 zur Pfarrei Karamurat gehörten. Die Gemeindeschule besuchten damals 129 katholische Buben und 127 katholische Mädchen. Anton Söhn fungierte als Lehrer für die deutsche Sprache. 56 Kinder wurden getauft, 28 Gemeindemitglieder verstarben. An 1907 umfaßte die Pfarrei 829 Seelen; damals waren 41 Taufen und 19 Beerdigungen zu verzeichnen.

Unter der türkischen Herrschaft kümmerten sich die Behörden nicht um die schulische Unterweisung der Kinder. Entweder lernten die Kinder das Lesen und Schreiben von ihren Eltern oder von Privatlehrern, die meist alte Leute oder Witwen waren. Hieronymus Müller glaubt, daß P. Willibald Steffen den ersten Lehrer aus der Schweiz mitbrachte. Außerdem berichtet er, daß sein Großvater (Söhn) den Kindern in Karamurat das Lesen und Schreiben beibrachte. Markus Ruscheinski wiederum meint, daß die Witwe Johanna Müller, geb. Wucek, erstmals einen regulären Lehrer vertrat. Zeitweilig sollen Daniel Schnell und Koschinski als Lehrer gewirkt haben.

Letztlich blieb die Sorge um die Unterweisung in der deutschen Sprache ganz am Pfarrer haften. Er war es, der, wenn kein deutscher Lehrer zur Verfügung stand, neben Religion auch Deutsch unterrichtete.

Während des Ersten Weltkriegs übernahmen zwei deutsche Soldaten die Unterweisung der Kinder. Nach dem Krieg erteilte Paul Ruscheinski den deutschen Unterricht in der rumänischen Schule, die die deutschen Kinder seit 1902 besuchen mußten, und der Pfarrer nachmittags in der deutschen Schule. Große Bedeutung kam der Pfarrbücherei zu. Pfarrer Schubert drang darauf, daß sie eifrig benützt wurde: er verabreichte stets ein unterhaltendes und ein erbauendes Buch. An 1930

schrieb er (Jb. d. Dobrudschadeutschen 1970, S. 139): „Am entschiedensten und am schlimmsten wirkt sich unsere Isolierung auf dem Gebiete der Schule aus. Was nämlich heute an deutschem Unterricht geboten wird, ist nur ein unzureichender Notbehelf. Die Kinder müssen die rumänische Staatsschule besuchen und erhalten dann außerhalb des obligaten Schulprogrammes und der offiziellen Schulstunden von privat angestellten Lehrern oder vom Pfarrer deutschen Sprach- und Religionsunterricht. Karamurat und Kolelie bilden insofern eine Ausnahme, als der Lehrer das Recht hat, eine Stunde pro Tag in der Schule deutsch zu unterrichten, wofür er vom Staate eine Vergütung erhält. Doch was kann ein Lehrer wohl in einer Tagestunde bei vier Klassen erreichen?“



Das Klosterhaus für Urlauber-Klosterfrauen im Pfarrhof von Karamurat, 1935

Die Betrachtung der schulischen Verhältnisse fällt demnach nicht rosig aus. Viele Begabungen kamen nicht zur Entfaltung. Der Besitz von Land wurde jenem von Wissen allzuoft vorgezogen. In den meisten Fällen blieb es bei dem Bildungsstand, der den Leuten über den kirchlichen Sektor beigebracht werden konnte. Jene Karamurater, die studierten, wählten meist eine kirchliche Laufbahn.

Die Schilderung „Auf Firmungsreise durch die Dobrudscha“, die Erzbischof Netzhammer im Mai 1918 im „Vaterland“ veröffentlichte, möge diesen Abschnitt abschließen. Die Ausführungen über Karamurat sind überschrieben mit dem Titel: „Im schönsten Dorf.“ Netzhammer berichtet: „Es vergingen nur zwei Tage, bis ich wieder ein Stück weit den gleichen Weg fuhr wie nach Pallas. Ich bog aber diesmal in keinen Nebenweg ab, sondern folgte die Hauptstraße, so daß ich Großpallas rechts unten am Siut Ghiol liegen ließ. Die Aussicht auf Dorf, See, Ovidsinsel und Umgelände war an dem hellen Morgen prächtig. Herzlich grüßte ich dort hinunter, wo ich so rührend schön empfangen war. Heute war ich auf dem Wege nach Karamurat, das in nordwestlicher Richtung 25 Kilometer von Konstanza entfernt liegt und das wohl als das schönste Dorf der Dobrudscha gelten kann. Dessen deutscher

Teil besteht aus drei breiten Straßen, an denen die großen Bauernhöfe mit Wohnhaus, Brunnen und Garten, mit Stallungen und Schuppen, mit Terme und Tennenhof liegen. Aus der Mitte des in einen Akazienwald gehüllten Dorfes ragt die Kirche mit einem schlanken Turme empor, in dem klangvolle Glocken hängen, auf dem sogar eine Turmuhr die Stunden schlägt, was sonst in keinem Dorfe der Dobrudscha der Fall sein dürfte.

Der Empfang des Erzbischofs, dem schon eine Schar junger Burschen entgegengeritten war, gestaltete sich einfach großartig. Beim großen Heiland am Dorfeingang ist das ganze Volk in Prozessionsordnung aufgestellt. Der Pfarrer hält eine Begrüßungsansprache, ein weißgekleidetes Mädchen trägt ein Gedicht vor, andere reichen Blumen und vier weitere Mädchen halten einen breiten Kranz, in den der Bischof steigen muß und in dem er unter dem Baldachin zur Kirche geleitet wird. Es werden Fahnen und Statuen getragen, man geht unter Ehrenpforten durch, die Glocken läuten, Mädchen streuen Blumen, der Chor singt, das Volk betet laut den Rosenkranz und vor jedem Hause steht ein Bursche, der seine Flinte abfeuert. Der Gottesdienst in der geschmückten Kirche entfaltet sich in feierlicher, streng liturgischer Weise und vom Orgelchor herunter wird eine ernste lateinische Messe gesungen. Ich hatte gefürchtet, daß nämlich die Kinder durch Krieg und Hunger stark gelitten haben werden, aber die 215 Firmlinge sahen zu meiner größten Freude so munter und so rotbackig aus wie in der besten Friedenszeit. Nachmittags vor der feierlichen Maiandacht war in der Pfarrschule das Religionsexamen. Beim Gang durch das Dorf besuchte ich einige alte Bekannte und abends 7 Uhr traten wir die Rückfahrt nach Konstanza an.“

Am Samstag, den 29. April 1922 notierte er: „Der heutige Tag war weniger anstrengend als die zwei vorhergehenden, denn es waren bis Karamurat nur ungefähr 35 Kilometer zurückzulegen. Hier fanden wir bei unserer Ankunft alles echt karamuraterisch: die Straßen rein und mit Kränzen und Fahnen geschmückt, drei hohe Triumphbogen aufgerichtet und die Pfarrkirche schmuck herausgeputzt! ‚Das können nur die Deutschen‘, heißt es in der Dobrudscha!“

Und für Sonntag, den 30. April 1922 finden sich im Tagebuch des Erzbischofs die Bemerkungen: „Mit den Karamuratern bin ich heute wieder sehr gut zufrieden gewesen. Schon die wohlvorbereitete Kommunionmesse der Kinder ging mir tief zu Herzen! Welch natürlich frommen Sinn und Welch gläubige Augen sah man da besonders bei den Knaben! Der prozessionsweise Aufzug und Einzug in die Kirche, woran sich die ganze Gemeinde, auch das alte Weiblein, beteiligte, ist ein augenfälliger Beweis für den Sinn der Ordnung und der Unterordnung der Deutschen. Bischof *Cisar* von Jassy pontifizierte und legte in faßlicher Weise das Reich Gottes dar. Die Gläubigen hangen förmlich an den Lippen des Redners. Bis noch die 94 Kinder gefirmt und die letzten Worte der Mahnung und Aufmunterung verklungen waren, stand der Uhrzeiger schon auf ein Uhr.

An unserm Mittagstische saßen auch drei Bauern, der Dorfschulze und seine zwei Beisitzer. Feurige junge Reiter begleiteten unseren Wagen bis an die Gemarkung des Dorfes.“

Wirtschaftliche Lage

Die Bauern von Karamurat bauten, ähnlich wie ihre Landsleute in anderen Ortschaften der Dobrudscha, Weizen, Mais, Hafer, Gerste, Raps, Sonnenblumen, Leinsamen u. a. Fast jeder Bauer besaß daneben seinen eigenen Weingarten, der wenigstens einen halben Hektar umfaßte. Diese Weingärten lagen östlich vom großen Hügel, nordwärts vom Dorf und in der „Schlucht“. Als die einheimischen Reben von einer Krankheit befallen wurden, führte man auf Veranlassung von Minister Peter Carp die sog. amerikanischen und französischen Stöcke ein. Obwohl sich die Leute nicht allzusehr um die Pflege der Weingärten kümmern konnten, fielen die Ernten meist üppig aus. Ähnlich war es mit der Landwirtschaft überhaupt, die mehr extensiv als intensiv betrieben wurde. 1926 schrieb ein Geistlicher, der aus Deutschland kam, um Karamurat zu besuchen: „Wenn in Karamurat etwas zu beklagen ist, so der Umstand, daß die landwirtschaftliche Entwicklung zurückgeblieben ist. Eine intensivere Ausnutzung des Bodens würde doppelt soviel Einwohner ernähren und eine Auswanderung nach Überssee, wie Sie vielfach zu verzeichnen ist, überflüssig machen.“

Die Viehzucht trat gegenüber dem Ackerbau merklich zurück. Auf zehn Hektar eigenes Land kamen durchschnittlich 4 bis 10 Pferde, eine bis zehn Kühe und fünf bis sechs Schweine; außerdem zahlreiches Geflügel und Schafe. Das Getreide wurde in Konstanza oder Carol I.³ an Händler, Eier, Butter, Käse und Wolle in Konstanza an die städtische Kundschaft verkauft. Obst und Gemüse wurde gewöhnlich nur für den Eigenbedarf angebaut.

Es gab auch Schmiede, Schneider und Sattler im Dorf; besondere Erwähnung gebührt der landwirtschaftlichen Bank des Ortes, der Mühle, die sich seit dem Ersten Weltkrieg im Besitz der Deutschen befand, sowie der Ziegelei, die neben den Ziegeln Brunnen- und Futtertröge, Dresch- und Grabsteine u. dgl. m. herstellte.

Allgemein war in Karamurat das Bestreben dominierend, möglichst viel Land in einer Hand zu vereinigen. Verheiratete sich ein Bauernsohn, erhielt er gewöhnlich 20—25 ha Land mit in die Ehe. Konnte ein Familienvater seine Kinder nicht mehr mit genügend Land ausstatten, mußten diese Land pachten; in solchen Fällen konnte man nicht reich werden: die Einnahmen flossen rasch weg in Pachtzinsen, Anschaffungen für Haus und Hof sowie für die Ernährung und Kleidung der Familie. Da die Karamurater aber gerne Herr auf eigener Scholle sein wollten, bevorzugten viele, auszuwandern.

Schlußbetrachtung

Joseph Schubert schilderte Karamurat folgendermaßen (Jb. 1970, S. 137): „Das Dorf mit seinem prächtigen Menschenschlag, seinem herrlichen Kirchlein, seiner tiefreligiösen Bevölkerung, seinen schmucken Akazienalleen, seinen weißleuchtenden, blendend sauberen Häusern und Mauern ist ein wahres Schmuckkästlein und eine Perle deutschen Siedlerfleißes.“

³ rumänischer Name heute **Nicolae Bălcescu**, im Kreis Konstanza

Da ich als Karamurater meinen Geburtsort nicht selbst loben will, führe ich weitere Stimmen an, denen nicht Parteilichkeit vorgeworfen werden kann. So schreibt Paul Träger 1922 (a. a. O., S. 88): „Karamurat hat sich mir als das schönste aller deutschen Dobrudschadörfer eingepägt. Das Bild, das seine Hauptstraße an einem Frühsonnertag bietet, ist von unvergeßlichem Reiz. Eine 25m breite Straße, schnurgerade und eben wie ein Tisch, von jeglichem Schmutz und Unkraut aufs Peinlichste gesäubert. Etwa eineinhalb Meter hohe Mauern, blendend weiß getüncht, schließen die Gehöfte ab und bilden zwei lange leuchtende Linien, über die sich die frischen Kronen der dahinterliegenden Akazien neigen. Monumentale Torbogen, von großen hellblauen Kugeln gekrönte Säulenpaare, führen ins Innere. Die hellen Wohngebäude, alle in gleichem Abstand, wenden der Straße rote, braune und violette Giebfelder zu, mit grünen oder blauen Fensterbogen und Hausecken. Die Dächer sind vielfach aus verschiedenfarbigen Ziegeln gefügt. Gegenüber im Hofe schmucke, massive Sommerküchen und die hohen, gleichfalls weiß oder farbig gestrichenen Oberbaue der Keller. Zwischen den Ästen eines Baumes guckt ein hübsch geformtes, bunt bemaltes Taubenhäuschen hervor. Massiv und „geweißelt“ sind meist auch die Ställe und Wirtschaftsgebäude im hintern Hofteil. Überall Ordnung und Sauberkeit und lachende Farben! Ein Bild, das nicht nur von Wohlstand und Lebensfreude der Bewohner zeugt, sondern auch von einem Kulturverlangen, wie man es gewiß nicht bei Bauern in der Dobrudscha suchen würde.“ So beschrieb Paul Träger kurz nach dem Ersten Weltkrieg das Dorf. Hätte er es kurz vor 1940 besucht, wäre seine Darstellung gewiß noch viel begeisterter ausgefallen. Welch ein Jammerbild bietet sich jedoch demjenigen, der heute die Stätte seiner Vorfahren besucht.

Erzbischof Netzhammer bestätigte („Aus Rumänien“, I, S. 240): „Nur wer einen kirchlichen Feiertag mitgemacht hat, kann wissen, wie tief Glaube, Religiosität und Frömmigkeit in den Herzen dieser deutschen Bauern eingewurzelt sind. Es ist eine wirkliche Freude, in der hiesigen herrlichen Pfarrkirche einem Gottesdienst beizuwohnen.“

Die Karamurater waren in der Tat ehrlich und zuverlässig, fleißig und sparsam, religiös und sittsam. Der Schulz mit seinen beiden Beisitzern hatte nicht nur die Hirtengelder und die Kirchensteuer einzuziehen usw., er sorgte auch für die Heiligung des Sonntags. Wie Peter Menges im Jahrbuch 1959 (S. 104 f.) erwähnt, wurde derjenige mit einer Geldstrafe — 2 Lei — bestraft, welcher am Sonntag irgendeine Knechtsarbeit verrichtete oder durch sein Benehmen Ärgernis erregte. Er fügte hinzu: „Die Jugend hatte damals großen Respekt vor den Alten, ja vor den Verheirateten überhaupt.“ Es herrschten also recht strenge patriarchalische Gesetze innerhalb der deutschen Kolonie, die sogar erreichten, daß Säufer und Raucher während der Advents— und Fastenzeit dem Alkohol und Nikotin strikt entsagten.

Und was sagten die Landsleute in der Dobrudscha über die Karamurater? In deren Augen waren sie „stolz“, eingebildet und spöttisch („verspottet“). Ja, die Karamurater waren stolz, weil sie ihr Dorf als die größte und reichste Kolonie in der Dobrudscha ansahen; weil sie glaubten, daß es nirgendwo so eine schöne Kirche, so schmucke Häuser und so saubere Straßen gäbe wie in Karamurat, daß nirgendwo die Wagen so schön „klingelten“ und die Pferde so rassig seien wie bei ihnen; weil sie wußten, daß keine andere deutsche katholische Ortschaft so viele Priester und Ordensleute hervorgebracht hatte wie eben Karamurat.

Die Pfarrer von Karamurat

Von 1878 bis 1881 wurde Karamurat von den Kapuzinern der Apostolischen Präfektur Trapezunt betreut.

1881—1889	Willibald Steffen, Schweizer Kapuziner aus Trapezunt;
1889—1890	Emanuel Mierczowski (Erzdiözese Bukarest);
1890—1904	Luigi di Benedetto;
1904—1910	Julius Dwucet;
1910—1915	Hugo Bannerth;
1915—1916	Franz Paterock;
1916—1925	Heinrich Overbeck (11941);
1925—1931	Joseph Schubert (14. 4. 1969);
1931	Karl d'Andrä;
1931—1932	Robert Lenz (11960);
1932—1936	Bruno Falewski (11970);
1936—1937	Oreste Tuschinski (11954);
1937—1940	Andreas Horn (11958);
1940—1945	Johannes Tuchscherer.

Kulelie

Blättert man in den Jahrbüchern der Dobrudschadeutschen, so findet man wenige Hinweise oder gar ausführliche Darstellungen über Kulelie. Soweit ich nicht selbst in die dortigen Verhältnisse Einblick hatte, dienten mir vor allem die Hinweise von Hochw. Herrn P. Dr. Raphael Haag SJ und Frau Agathe Kosolovski als Quelle. Wenn dieser und folgende Abschnitte knapper ausfallen als die beiden ersten, so hängt das nicht nur damit zusammen, daß diese Ortschaften zahlenmäßig kleiner waren als jene, sondern auch, daß vieles, was über Malkotsch und Karamurat gesagt worden ist, auch auf die übrigen katholischen deutschen Dörfer der Dobrudscha zutrifft.

Gründung des Dorfes und seine Entwicklung

28 km von Karamurat und 53 km von Konstanza entfernt, liegt in hügeliger, karger Gegend die Ortschaft Kulelie. Einst wohnten dort Tataren, die vor 1878 das Land verließen. Von den Familien, die die Kolonien Mannheim und Krasna verließen, ließen sich nach 1880 acht von ihnen hier nieder. Die Familie Haag stammte aus Emedovka, einem Vorort Odessas (Timotheus Haag mit Frau Franziska, geb. Heintz).

Zuvor hatten einige Familien anderswo versucht Fuß zu fassen, etwa in Poßla bei Tultscha, aber das Klima war ungünstig, so daß die Leute vom Fieber bedroht wurden. Andere Familien hielten sich einige Zeit in Caraibil auf, wieder andere waren aus Malkotsch hinzugekommen.

Unter den Familiennamen begegnen solche, die auch in anderen deutschen Dörfern vertreten waren, daneben solche polnischer Herkunft.

Obwohl die deutschen Auswanderer aus Bessarabien in eine trockene, steinige Gegend gelangt waren, ließen sie sich nicht entmutigen, dem Boden so gut es eben ging, bescheidene Erträge abzugewinnen und ein sauberes Dorf mit einem Kirchlein aufzubauen. 1893 zählte die Gemeinde bereits 40 Familien, am Ende des Ersten Weltkriegs 57 Familien mit 283 Seelen, 1931 64 Familien mit 314 Seelen und 1940 gar 80 deutsche Familien mit insgesamt 364 Einwohnern. Mehrere Familien sind im Laufe der Jahre nach Nord- und Südamerika ausgewandert.

Die Kriegsfurie hatte 1916 in diesem Dorf schrecklich gewütet. Die Russen brannten eine Reihe von Häusern nieder — darunter die Kirche und das Pfarrhaus, raubten, plünderten, vergewaltigten Frauen und Mädchen und verschleppten einige davon.

Von der verhältnismäßig kleinen Gemeinde hatten die Rumänen neun Männer als Geiseln inhaftiert. Es waren das 1. Sebastian Ternes (11917 bei Krasna), 2. Josef Ternes (11917 bei Krasna), 3. Ludwig Jahner (verschollen), 4. Karl Friedrich (11917 bei Krasna), 5. Anton Ternes (11917 bei Krasna), 6. Andreas Kreß, 7. Johannes Hoffart, 8. Josef Ruscheinski und 9. Friedrich Ruscheinski. Mehr als die Hälfte der Inhaftierten kehrte also nicht mehr nach Hause.

Während die Soldateska im Dorf wütete, flohen die Deutschen zum größten Teil, konnten aber noch Ende 1916 zurückkehren. Durch ihren Fleiß und ihre Ausdauer gelang es den Hartgeprüften, ihre Häuser, ihre Schule und Kirche sowie ihre Landwirtschaft wieder aufzubauen, so daß sie sich die Anerkennung ihrer Landsleute erwerben: sie erreichten unter den gegebenen Voraussetzungen wirklich das Beste.

Kirche und Schule

Schon in den ersten Jahren der Besiedlung Kulelies durch die Deutschen wurde eine kleine Kirche mit einem Zimmer für den Pfarrer und eine Schule gebaut. Ältere Leute unterrichteten die Kinder im Lesen und Schreiben, wobei der Pfarrer die Oberaufsicht führte oder selbst den Deutschunterricht neben dem Religionsunterricht übernahm. 1928 wurde mit dem Rumänen Ion Filip ein eigener Lehrer angestellt.

Zunächst wurde die Gemeinde seelsorgerlich durch den Pfarrer von Karamurat betreut. 1893 wurde in Kulelie eine eigene katholische Pfarrei gegründet, die damals 40 deutsche Familien umfaßte. Erster Pfarrer wurde Heinrich Kapitzki (1893—1900), der ebenso wie seine beiden Nachfolger aus Schlesien stammte: Franz Schindzielorz aus Kosel (1900—1902) und Johann Dudzik (1902—1905), der aus Lohnau — Schlesien stammte. Von 1906 bis 1908 wirkte Heinrich Overbeck aus Mönchen-Gladbach, der 1916 nach Karamurat kam, als Pfarrer von Kulelie. Nach ihm kam Franz Schindzielorz zum zweitenmal von 1908—1914. Von 1914 bis zur Umsiedlung der Deutschen an 1940 war schließlich Joseph Polgari Pfarrer von Kulelie. Dieser Bukarester, ungarischer Abstammung, wurde durch seine lange Amtszeit praktisch ein Stück Geschichte von Kulelie.

Pfarrer Polgari war es, der sich tatkräftig für seine Gemeinde einsetzte. Unter seiner Leitung wurde 1927 ein geräumiges Pfarrhaus und 1930—1934, eine große Kirche gebaut. Da die finanziellen Mittel der eigenen Gemeinde für solch umfangreiche Bauvorhaben nicht ausreichten, bat er die anderen deutschen Katholiken um Mithilfe.

Der Schematismus hält für das Jahr 1931 15 Taufen, vier Trauungen und 200 Osterkommunionen fest. Schulz war damals Joseph Fr. Lauber, Sänger: Benedikt und Anton Lauber. Von den 314 Gläubigen (64 Familien) gehörten 264 der Bruderschaft des Heiligsten Herzen Jesu an; die Kirche von Kulelie war nämlich dem Heiligsten Herzen Jesu geweiht. Zur Pfarrei Kulelie gehörten die Filialen Domnesti mit 27 Gläubigen in sieben Familien und Casimcea mit sieben Gläubigen in zwei Familien (alle Angaben für das Jahr 1931).

Wirtschaftliche Lage

Kulelie ist von der Natur nicht gerade bevorzugt: Der Boden ist steinig, das Klima trocken. Die Siedler ließen sich wohl wegen des Bachs in jener Gegend nieder, der auch im Sommer nicht austrocknete und sogar einst drei Mühlen betrieb; später blieb nur noch eine Mühle übrig. Zu den größten Landbesitzern gehörten die Familien Theis, Riffel und Kosolovski, die bis zu 100 ha bearbeiteten. Man baute Weizen, Gerste, Hafer und viel Mais an und war stolz auf die gepflegten Wein- und Gemüsegärten. Leider war Konstanza so weit entfernt, daß die Leute große Absatzschwierigkeiten hatten. Besondere Hervorhebung bedarf auch hier die Pferdezucht, die die Besucher in Verwunderung versetzte.

Ein Reisebericht des Bukarester Erzbischofs Netzhammer vom Sommer 1908 verdeutlicht die harten Verhältnisse, in welchen die Deutschen von Kulelie zu wirtschaften hatten („Aus Rumänien“, I, S. 378 ff.): „Der Anblick der Dörfer war ein trostloser, ein wirklich herzerreißender. . . Die Dorfweiden waren völlig ausgebrannt. . . Ganz diesen Eindruck machte auch unser deutsches katholisches Dorf Kulelie. . . Als unser Wagen um halb sechs Uhr durch die breite Dorfstraße rasselte, sprang man da und dort aus den Häusern und zeigte sich über unsere Ankunft höchst verwundert. Auch selbst der Pfarrer Schindzielorz war überrascht von unserem frühen Erscheinen, denn vor dem Einnachten erwartete niemand im Dorfe die Rückkehr des abgesandten Wagens.“

Nachdem wir den Dobrudschastaub etwas von uns geschüttelt hatten, machten wir einen kurzen Gang durch das Dorf, welches durch seine gut gebauten Steinhäuser und durch die geräumigen, von der Straße durch regelrechte Mauern abgegrenzten Hoffluren eine gewisse Wohlhabenheit zur Schau trägt. Beim Eindunkeln versammelten sich alle Bewohner in der Kirche zur Heiliggeistandacht als Vorbereitung auf das hochheilige Pfingstfest. Wenn auch der geistliche Herr das eine oder das andere an seinen Pfarrkindern auszusetzen hatte, so gab er ihnen doch dieses Lob, daß sie eifrige Kirchgänger seien und sozusagen vollzählig erscheinen, so oft er die Glocke läute. Es war für mich eine besondere Freude, an das brave Völklein einige Worte richten und trösten zu können in diesem Unglücksjahr der Dürre.“

Und wieder war der Bischof zur Stelle, als es galt, mit den geprüften Bewohnern von Kulelie brüderlicher Verbundenheit zu zeigen: Es war zu Kriegsende, als die Ortschaft noch starke Wunden aufwies (Raymund Netzhammer im „Vaterland“, 1920): „Wie lieb die Kulelier auf dem Felde grüßten, als wir in ihren Bereich kamen! Das freundliche Lächeln galt nicht nur mir, sondern in erster Linie meinem Begleiter, dem Pfarrer Nötges. Dieser war in den schlimmsten Zeiten, nachdem meine Priester entweder interniert oder von ihren Posten fern waren, nicht nur in Kulelie, sondern in allen katholischen Dörfern der Dobrudscha ein wahrer Schutzengel. Allüberall versammelte er die zerstreuten Herden, hielt in jeder Pfarrgemeinde zweimal monatlich Gottesdienst ab, tröstete die Betrübten und stand den Armen und Bedrängten hilfreich bei. Beständig war er mit seinem Wagen auf der Fahrt und keine Witterung war ihm zu schlecht und kein Weg war ihm zu weit, wenn es galt, da oder dort Hilfe und religiöse Tröstung zu bringen. Wohl nirgends war seine Anwesenheit so notwendig wie in Kulelie, weil dieses von allen katholischen Dörfern am meisten gelitten hatte. Bevor das Dorf in die Feuer- und Frontlinie kam, mußten die Leute die Gegend verlassen, und als sie wieder zurückkamen, fanden sie die Hälfte der Häuser in Asche gelegt, darunter auch die Schule und das Pfarrhaus.



Hof von Markus Müller, Karamurat, 1940

Andern Tags nahm ich selbst alles in Augenschein und in der Tat war der Anblick des früher so schönen Dorfes tieftraurig, denn allzuviele kahle Giebel ragten in die Luft. Die Leute halfen sich gegenseitig aus und jetzt wohnen zwei und drei Familien im gleichen Hause zusammen. Nach und nach kehrten Mut und Zuversicht zurück und so schaut man auch in Kulelie wieder mit Hoffnung in die Zukunft.

Meine christlich archäologischen Gedanken und Nebenabsichten bei der diesmaligen Firmungsreise hatten mich auch nach dem einsamen Kulelie begleitet. Da mir der ganze Mittwoch frei zur Verfügung stand, bat ich den Dorfschulzen um

zwei Pferde nach dem acht Kilometer von hier entfernten Ceatalorman¹. Er vermutete sogleich, daß ich die dortige Grabungen besuchen wollte. Um 10 Uhr rollte der Wagen mit Herrn Nötges und mir aus dem Dorfe. Wenn es sich auch nur darum gehandelt hätte, um des Weges willen den Ausflug zu machen, so hätte sich die Fahrt gelohnt. Man kommt an einem kleinen Flößchen mit Mühlen und Gärten vorbei, man fährt zwischen schönen Feldern, durch Engtälern und über Höhen und kann dabei sehen, wie hübsch Kulelie im Gelände liegt. Als wir nach Kulelie zurückkamen, war auch Pater *Lucius* mit seinem etwas langsamen Gefährt da, so daß die kleine Karawane wieder beisammen war. Nachmittags hielten wir langen Schulbesuch ab. Ich mußte dabei wirklich über die großen Erfolge staunen, die der Pfarrer, der hier einziger Schullehrer ist, mit den Kindern in jedem Fach erzielt hatte. Abends machte ich dem Manne der Regina Pfeifer, in deren saubern Maienstube ich einquartiert war, einen Besuch. Dieser sitzt sicher am schönsten Plätzchen von Kulelie, nämlich in der Mühle. Ist das ein prächtiges Idyll! Ein schmales, von Bäumen eingefasstes Bächlein und neben diesem ein Sträßchen führen zu ihr. Die Mühlsteine und Zubehör stehen in einem kleinen Häuschen mit niederm und engem Eingang und die Bäume breiten über sein moosgrünes Schilfdach schützend ihre Kronen aus. Die Mühle ist zwar klein, aber sie ist doch eine richtige Wassermühle und besitzt infolgedessen alle Reize einer solchen. In ewig gleichem Laufe dreht sich an ihrer Seite das große Rad, sie klappert, das Wasser plätschert und bisweilen zeigt sich im winzigen Fensterchen der Kopf des Müllers. Wenn einmal das Töchterchen der Regina größer geworden ist und sich auch im kühlen Grunde zu schaffen machen kann, werden für die Poeten und für den Maler auch in Kulelie alle Elemente beisammensein, daß aus seiner Mühle ein lyrisches Kunstwerk entstehen kann.

Ich setzte mich neben den Müller auf das Bänkchen vor der Klappermühle und erkundigte mich über den Mühlenbetrieb. Es bedurfte von meiner Seite vieler Fragen, bis der junge kräftige Mann, der in einem größern Geschäfte die Müllerei gelernt hatte, aufging und erzählte. Ich konnte dem Erzählen nicht lange zuhören, denn es schnürte mir das Herz zusammen, als ich vernahm, daß so und so viele Familien in Kulelie nichts mehr zu mahlen und nichts mehr zu essen haben, und die anhaltende Trockenheit gab auch dieses Jahr keine Aussicht auf eine ordentliche Ernte. Ich stand auf und stellte mich an den Zaun des kleinen Gärtleins. Es war noch wenig darin angebaut, immerhin sah man aus zwei gut gepflegten und begossenen Beetchen Pflanzen aufsprießen. Auf meine Frage, was denn das sei, erhielt ich die etwas kleinlaute Antwort: ‚Wissen Sie, oft kann man es machen ohne Essen, nicht aber ohne Rauchen.‘ Obgleich ich Nichtraucher bin, wagte ich doch nicht, zu widersprechen, denn ich habe zu Hause zwei Brüder, die gewiß nicht anders urteilen als mein Müller von Kulelie. Die Regina aber hat einen für das Wohl seiner Mitbürger besorgten Mann, denn nach seiner Versicherung kann er das ganze Dorf mit Tabaksetzlingen versehen.

Andern Tags war Christi Himmelfahrt. Wir setzten den Beginn der Festlichkeit schon auf 7 Uhr an. Man steht ja auf dem Dorfe sehr zeitig auf. Da ich die Kulelier vorgestern mit meinem vorzeitigen Erscheinen überrascht und sie so um die Freude des Empfanges und des Aufzuges in die Kirche gebracht hatte, gestattete ich gerne, daß mich heute die ganze Gemeinde in meinem Quartiere abholte. So konn-

¹ *Castrul roman Ulmetum in Pantelimon*

ten in Anwesenheit des ganzen Volkes einige Sprüche aufgesagt und von dem Schulchor das gut eingeübte ‚Gott grüße Dich‘ gesungen werden. Mit Wohlgefallen und Zufriedenheit ruhten die Blicke der Eltern auf ihren Kindern. Feierlich und ernst bewegte sich dann der Zug zur Kirche. Nach dem pontificalen Gottesdienste, während welchem viele der armen Leute weinten, wurde die Abfahrt vorbereitet. Sie erfolgte angesichts der versammelten Pfarrgemeinde und war sehr bewegt. Einige Bauernwagen gaben uns das Geleite bis ins zweitnächste Dorf nordöstlich von Kulelie.“ In seinen Notizen über einen Besuch der Dobrudschadörfer im Mai 1923 bemerkte Erzbischof Netzhammer ausdrücklich, daß es besonders in Karamurat und Kulelie bestens geklappt habe.

Schlußbetrachtung

Man wird nicht bezweifeln können, daß die Deutschen von Kulelie zu den frömmsten und rechtschaffensten Leuten der Dobrudscha gehörten. Sie waren bescheiden, friedlich und fleißig. Das ganze Dorf bildete eine große Familie, deren Haupt der gestrenge Pfarrer war, der gleichzeitig die Ämter des Lehrers, Richters und Arztes versah. Seine Autorität war bei einer Persönlichkeit, wie es Pfarrer Polgari war, unbestritten. Er ordnete an, daß jeder einmal im Monat zu beichten hatte und er erteilte ab und zu für den Sonntagnachmittag die Tanzerlaubnis. Getanzt wurde nicht in einem Wirtshaus — ein solches existierte in Kulelie nicht — sondern in einem Privathaus, dessen Besitzer verantwortlich war, daß es zu keinen Auswüchsen kam.

Mehrere Ordensfrauen gingen aus Kulelie hervor sowie drei sehr tüchtige Priester: P. Dr. Raphael Haag SJ, Pfarrer Johannes Tuchscherer und Prof. Raphael Friedrich, der im Mai 1969 auf tragische Weise ums Leben kam.

Die Pfarrer von Kulelie

Bis 1893 wurde Kulelie vom Pfarrer aus Karamurat betreut;

1893—1900	Heinrich Kapitzki;
1900—1902	Franz Schindzielorz;
1902—1905	Johann Dudzik;
1906—1908	Heinrich Overbeck;
1908—1914	Franz Schindzielorz;
1914—1940	Joseph Polgari.

Mandschapuar (Costineşti)

Über Mandschapuar konnte ich viel in Erfahrung bringen, u. a. von Prälat N. Pieger, Pfarrer Anton Hornung und Frau Gertrud Zehner, geb. Buchwald. Außerdem handelt Adolf Meschendörfers Roman „Der Büffelbrunnen“ von dieser deutschen Siedlung und sorgte dafür, daß Mandschapuar in deutschen Kreisen Rumäniens bekannt und als Urlaubsort beliebt wurde.

Gründung des Dorfes und seine Entwicklung

Als die Dobrudscha 1878 an Rumänien fiel, erhielten hier verdiente Beamte und hohe Offiziere Güter zugeteilt, so General Costinescu jenen Landstrich 28 km südlich von Konstanza am Ufer des Schwarzen Meeres. Da die neuen Gutsherren jedoch nur Einkünfte erwarten konnten, wenn ihre Güter bebaut wurden, warben sie um Pächter und Siedler. Die meisten brachten Rumänen aus Siebenbürgen mit, die jedoch fast alle Schafzüchter waren. Emil Costinescu hatte jedoch die Deutschen als zuverlässige und tüchtige Siedler kennengelernt und warb in ganz Rumänien und Bessarabien um sie. Seit 1895 folgten diesem Ruf Deutsche aus Bessarabien, Karamurat und Malkotsch, besonders aber aus Valala¹, wo sich 1890/91 29 katholische deutsche Familien niedergelassen hatten, aber von rumänischen Veteranen verdrängt worden waren. Der Bojar versprach den Neuankömmlingen 1896 mündlich:

1. Er wolle sein über 7000 ha umfassendes Gutsland an solche deutsche Katholiken verpachten, die ihm die Hälfte des Ertrags abliefern.
2. Jeder Siedler sollte 5000 qm für Hof und Garten erhalten.
3. Diese Fläche von 5000 qm sollte nach Ablauf von 20 Jahren in den Besitz der Siedler übergeben, das Gebiet des Dorfes also, nicht aber das Ackerland.

Die unternehmungsfreudigen Deutschen waren mit diesen Bedingungen zufrieden und begannen in gewohnter Weise ein stattliches Dorf mit breiten Straßen und sauberen Höfen anzulegen. An 1901 war die Kirche für die Gemeinde, die inzwischen 48 Familien umfaßte, vollendet.

Die Schwierigkeiten ließen nicht lange auf sich warten: Manchem deutschen Bauer sagte das Klima nicht zu, Dürrezeiten bewirkten Mißernten und die Unzufriedenheit des Gutsherrn. Mit General Emil Costinescu wären die Pächter wohl ausgekommen, aber seine Schwiegersöhne drangen auf eine Verschärfung der Pachtbedingungen. 1906 kam ein neuer Vertrag zustande, der die Pacht auf 22 Lei pro Hektar erhöhte und acht Jahre Geltung behielt. Der alte Bojar starb; unter seiner Tochter, die mit dem General Berindei verheiratet war, nahmen die Schwierigkeiten zu. Als die Dobrudscha im Ersten Weltkrieg Frontgebiet wurde, gerieten die Verhältnisse vollends ins Rutschen; die Ortschaft löste sich praktisch auf. Peter, August und Heinrich Serr sowie Friedrich Hinz, Jakob Weber, Johannes Schmidt, Christian Hörner und Philipp Keller waren interniert worden; letzterer blieb verschollen. Im Herbst 1916 gelangte das Gut unter deutsche Verwaltung; ein Teil der früheren Bewohner kehrte wieder zurück, so daß die Gemeinde mit 34 Familien 181 Seelen zählte.

Meschendörfer läßt in seinem Roman (S. 132 f.) einen der ersten Siedler von Mandschapunar, Peter Brandt, folgendermaßen erzählen: „Ich bin aus Rußland gekommen, aus der Gegend von Odessa. Da sind fünf Schwabendörfer: Karlsruhe, Sulz, Speyer, Kathreinsdorf und Landau. Landau ist sieben Kilometer lang. Ich bin mit meiner Frau aus Karlsruhe herübergekommen, weil für uns kein Land da war. Leute aus der Dobrudscha erzählten, hier gäbe es Land auch für die Deutschen. So fuhren wir auf zwei Wagen mit fünf Pferden bis Ismail; das war die Grenze. Wir hatten Schwierigkeiten und sagten, wir gingen nur zu Besuch hinüber. Da behiel-

¹*Vâlcelele*, oder auch *Cătunul Vâlcelele*, N 43,7820452, E 28,3397466

ten sie unsere Wagen, und wir gelangten auf dem Schiff ins Land. Wir arbeiteten ein Jahr lang bei einem Deutschen in Enges. Da kam ein Äpfel verkaufender Mönch, der erzählte, daß ein Bojar hier am Meer 30 Familien ansiedeln will; es müssen aber alles Deutsche sein und alle katholisch. Der Mönch hatte schon 26 Familien geworben, und so kamen wir her. Im Vertrag standen nicht nur Pacht und Land, sondern auch, wie wir die Häuser bauen mußten: alle gleich groß und sauber getüncht, damit es ein schönes Dorf gebe. In zwei Jahren konnte jeder die Hilfe vom Bojaren abarbeiten. Im Vertrag stand auch, daß alle gegenseitig füreinander einstehen müssen: stirbt einer oder wandert er weiter, dann muß ein Ersatzmann gestellt werden. Im achten Jahr des Vertrages starb der Bojar, und seine Tochter erbte. Wir hatten uns Geld gespart und wollten jetzt Land kaufen, aber die Tochter erkannte den Vertrag nicht an und behauptete, alle Häuser gehörten ihr, denn ihr Vater habe sie gebaut. — Mit seinen Händen hat sie jeder gebaut, Herr, und abgezahlt, aber wir haben uns keine Papiere machen lassen für die Gerichte, denn der Bojar hatte immer sein Wort gehalten. . . . Da hat man uns die Pacht erhöht und jedes Jahr mehr erhöht und jetzt will man uns aus den Häusern jagen. Das ganze Dorf hat sich zusammengetan und wir halten uns in Bukarest einen Advokaten. Der frißt uns das Huhn aus dem Topf und die Seele aus dem Leib, aber solange wir zahlen, behalten wir die Häuser; denn er ist ein angesehener Advokat ...“

Soweit die Schilderung durch den Mund des Romanschreibers, die die Situation der Leute von Mandschapunar atmosphärisch erfaßt.

Der unterschwellige Streit brach aus, als Otto Schiel, Papierfabrikant aus Busteni, dem Pächter Georg Mack 1442 qm Land abkaufte, um sich am Meeresstrand ein Sommerhäuschen bauen zu können. Die Generalin Berindei erfuhr davon und strengte gegen die Bewohner des Dorfes einen Prozeß an. Sie behauptete, das Land, auf dem sich die Gehöfte der Pächter befänden, gehörte ihr, und nur sie habe das Recht, davon ein Stück zu verkaufen. Die Bedingung, 20 Jahre ununterbrochen in Mandschapunar zu arbeiten, sei durch die Kriegszeit unterbrochen worden. Mit juristischen Spitzfindigkeiten setzte sie zum Angriff auf die gutgläubigen Bauern an, die keine „Papiere“ besaßen, auf denen ihr Recht hätte fixiert sein können. Man nahm sich also, wie Peter Brandt in Meschendörfers Roman erzählte, einen Rechtsanwalt, der die deutschen Siedler von Mandschapunar während des langen Prozesses von 1921 bis 1936 in Bukarest vertrat, der schließlich zugunsten der Klägerin ausfiel. Das Rechtsempfinden der deutschen Bauern war zutiefst verletzt; man fand keine Freude mehr am heimatlichen Herd.

In dieser Situation schaltete sich Pfarrer Pieger ein. Er verhandelte mit Frau Berindei, die sehr gut deutsch sprach, da sie in München aufgewachsen war. Schließlich bot die Generalin das Dorf zum Kauf an. Hochwürden Pieger besprach die Angelegenheit mit dem Bukarester Erzbischof Alexander Theodor Cisar, und dieser erklärte sich bereit, die Garantie für die Bezahlung zu übernehmen. Am 4. April 1936 wurde der Vertrag zwischen dem Ehepaar Berindei und Erzbischof Cisar abgeschlossen, am 1. Juni 1936 waren die deutschen Bauern von Mandschapunar Eigentümer ihres Hofgrundstücks. Neuer Lebensgeist erwachte, frische Initiative brach wieder auf; die Häuser wurden ausgebessert und getüncht, die Gärten bepflanzt; der Fremdenverkehr brachte Geld ins Dorf, denn aus ganz Rumänien kamen — meist deutsche — Sommergäste, die sich in den Privathäusern einmieteten. Die glücklichen „Landbesitzer“ vergaßen nicht, in einem feierlichen Gottes-

dienst dem Himmel für die glückliche Lösung zu danken.

Bei der Umsiedlung an 1940 zählte die Gemeinde 391 Personen in 85 Familien, die alle deutsch und katholisch waren. Sie kehrten 1940 alle nach Deutschland zurück, nur wenige verschlug es im Zuge des Zusammenbruchs 1945 wieder ans Schwarze Meer.

Kirche und Schule

Sobald die Siedler in Mandschapunar ein Dach über dem Kopf hatten, begannen sie eine Kirche zu bauen. Das Grundstück, auf welchem die Kirche stand, schenkte Frau Berindei 1936 der Gemeinde. Mandschapunar konnte sich lange Zeit keinen eigenen Pfarrer leisten; es war daher Filiale der katholischen Pfarrei Konstanza. Der dortige Pfarrer besuchte jede zweite Woche das Dorf, feierte in der Kirche inmitten der Gemeinde die hl. Messe, spendete die Sakramente und unterwies die Kinder im katholischen Glauben. Recht bald hatten sich die Bewohner einen Friedhof angelegt.

Der Schematismus der Erzdiözese Bukarest nennt für das Jahr 1931 354 Gläubige in 61 Familien, 29 Taufen, sechs Trauungen, vier Begräbnisse und 268 Osterkommunionen.

Als Pfarrer Pieger 1932 nach Rumänien kam, kümmerte er sich bevorzugt um die deutschen Dörfer der Dobrudscha, besonders um Mandschapunar. Schon im nächsten Jahr, 1933, ließ er eine Schule samt Lehrerwohnung errichten und vermittelte der Gemeinde in der Person des Banaters Herrn Friedrich einen Lehrer. Da dieser jedoch nach einem Jahr zum Militär gehen mußte, rückte an seine Stelle im November 1934 Fräulein Gertrud Buchwald, die bis 1938 blieb. Fräulein Buchwald, die spätere verheiratete Frau Zehner, war mit Leib und Seele Lehrerin in Mandschapunar: Sie unterrichtete die Kinder, veranstaltete mit der Jugend Sing- und Tanzabende und genoß das Vertrauen der ganzen Ortschaft: Die Leute kamen mit ihren Sorgen zu ihr, luden sie an Sonn- und Feiertagen sowie zu Familienfesten ein und waren auch sonst um das leibliche Wohl ihrer Lehrerin bestens besorgt.

Eine gewisse Vorliebe empfanden die Deutschen von Mandschapunar für das Theaterspielen. Als einmal Pfarrer Pieger mit einem Kollegen aus Deutschland, Hochwürden Gabriel, das Dorf besuchten, führten die Kinder das Märchenspiel „Rumpelstilzchen“ auf — zur freudigen Begeisterung aller Zuschauer und zur Anerkennung des Gastes aus Deutschland: Nie habe er soviel Spaß und Freude bei einer Kinderaufführung empfunden.

Frau Zehner schrieb mir von einer Kasperltournee, die sie zusammen mit den Lehrern von Tekirghiol, Fräulein Titti Müller, und Großpallas, Herrn Friedrich, unternahm: „Am Fastensonntag spielten wir in Pallas Kasperltheater, am Montag in Tekirghiol; dann ging's zu Fuß nach Mandschapunar (18 km). Ein Bauer, auf seinem leeren Mistwagen stehend, lud uns ein, mitzufahren. ‚Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen‘, dachten wir, stiegen auf den Mistwagen und hielten uns an des Vordermanns Schultern fest. Wenn's durch ein Loch ging, purzelte die ganze Kolonne durcheinander. Wir hatten viel Spaß! In Mandschapunar spielten wir, wie in den beiden vorigen Ortschaften, Kasperl und feierten anschließend meinen

Geburtstag.“

Fräulein Buchwald verließ an 1938 schweren Herzens Mandschapunar; sie zog nach Malkotsch um. Mandschapunar aber erhielt nun einen ständigen Pfarrherrn in dem jugendlichen Anton Hornung. Schon im Sommer 1934 wirkte Pfarrer Anton Sohn in der Gemeinde als Seelsorger, wurde jedoch nach dem Tode des Dekans Constantin Bibiella im Oktober nach Konstanza versetzt. Erst seit dem Amtsantritt Pfarrer Hornungs am 6. August 1938 konnte eine effektive Seelsorge aufgebaut werden. Pfarrer Hornung brachte für seine Aufgabe die besten Eigenschaften mit: Er vereinte in sich gediegenes Wissen und Können mit einem warmen Herzen für die Sorgen seiner Gläubigen und einem Blick für das Notwendige. Überall packte er kräftig zu: Er renovierte die Kirche innen und außen, umgab den Friedhof und den Kirchhof mit einer schönen Mauer und errichtete am Ortseingang ein hohes Kreuz. Ich selbst überraschte ihn einmal, als er — schweißgebadet — im Friedhof arbeitete, alte Akazienbäume entfernte und Steine für die Umfriedung herbeitrug. Das besondere Augenmerk des jungen Pfarrers galt jedoch der Unterrichtung der Jugend, der Pflege des Kirchenchors und des Theaterspiels. „Der Lernwille der Jugend“, schrieb er mir, „spornt mich an, so daß es mir große Freude bereitet, mich mit ihr zu beschäftigen. Ich erinnere mich noch lebhaft an die allgemeine Begeisterung im Dorf, nachdem ich das erste Stück mit den Jugendlichen aufgeführt hatte; es hieß: ‚Das Opfer des Beichtgeheimnisses.‘ Die Erwachsenen hatten es kaum für möglich gehalten, zu welchen Leistungen die Jungen fähig waren.“



Deutsche Schule in Mandschapunar, 1939

Wenden wir uns wiederum den Berichten des Bukarester Erzbischofs Netzhammer zu. Dieser gebürtige Badenser, einst Benediktiner in Maria Einsiedeln, besaß einen Blick für die Besonderheiten der Dobrudschadeutschen und verstand es, seine Eindrücke farbig und fesselnd wiederzugeben. Im „Vaterland“ schrieb er über Mandschapunar („Auf Firmungsreise durch die Dobrudscha 1918“): „Wenn auch nicht so großartig wie in Karamurat, war dennoch auch die Firmungsfeier in dem

drei Wagenstunden südlich von Konstanz gelegenen Mandschapunar sehr schön und rührend. Das bald von sanftem Wellenschlag und bald von der tosenden Flut des Schwarzen Meeres beleckte und bedrohte Dörfchen ist mir schon längst das liebste katholische Plätzchen im Bereiche der Dobrudscha. Ich freute mich recht sehr auf das dortige Wiedersehen. Nötiges und Lucius waren schon tags zuvor für den letzten Unterricht, für die Abnahmen der Beichten und für die übrigen Vorbereitungen dorthin gefahren. Ich folgte am Sonntag früh, den 5. Mai (1918), begleitet von Herrn *Gorsemann*.

Ein frischer und gesunder Tag mit einem wolkenlosen Himmel und einer goldenen Sonne war aus dem Meere aufgestiegen, als wir um 6 Uhr in Konstanz in den mit geschmückten Pferden bespannten Wagen stiegen. Wir waren in gehobener Sonntagsstimmung . . . Es ging gegen 9 Uhr, als sich unten am Meere das in grünen Baumschmuck gehüllte Dorf zeigte. Lustig flatterten dort vom Kirchturm die Fahnen. Der Empfang und die Prozession zur Kirche, der Gottesdienst und die Firmung von 64 Kindern vollzogen sich ordnungsgemäß und feierlich. Vor dem Mittagstisch an dem auch mehrere Bauern saßen, nahm ich vor unserem Quartier die Buben, die Mädchen und die Erwachsenen in drei gesonderten Gruppen auf. Diese Bilder sind mir liebe Andenken an einen schönen Tag.

Heute saß ich mit der Uhr in der Hand bei Tisch. Genau um 12 Uhr stand ich auf, denn nur unter genauer Einhaltung der abgemachten Programmstunden konnten die für den Nachmittag in Aussicht genommenen Fahrten ausgeführt werden. Als wir im Wagen saßen, stülpten die Mädchen den breiten Kranz über uns, in dem ich heute früh den Einzug gehalten, und überschütteten den Wagen förmlich mit schönsten Blumen aus Garten, Wiese und Feld. Bei der Vorüberfahrt knieten Leute vor ihren Häusern fromm zum Empfang des heiligen Segens nieder". Solche Stunden bleiben unvergeßlich . . .“

Im Herbst 1918 bot sich dem Bischof wiederum eine Gelegenheit, „den südlichen Teil meines Lieblingslandes, das mir die Dobrudscha schon längst geworden war“, zusammen mit dem Bildhauer Ernst Gorsemann zu bereisen. Auf der Straße von Mangalia her, wurde er von einem Bauern aus Mandschapunar erkannt, der nach Hause eilte, um den Besuch des Erzbischofs zu melden. „Als wir in die breite, mit hohen Akazienbäumen flankierte Dorfstraße einfuhren, läutete die Glocke vom Turme, jede Familie stand vor der Umfriedung ihres Hofes und alle grüßten durch freundliches Nicken und Hüteschwenken. Gorsemann, der mit mir auch zur Firmung hier war und der sich nicht wenig über die Herzlichkeit wunderte, womit mich die deutschen Bauern von Mandschapunar begrüßten und behandelten, flüsterte mir bewegt zu: ‚Man sieht, hier sind Sie zu Hause!‘ Diesmal waren die Leute womöglich noch zutraulicher als bei früher offiziellen und nichtoffiziellen Besuchen, alle leuchteten vor heller Freude, als ich ihnen andern morgens nach Besuch und Prüfung in der Schule Gottesdienst hielt und sie in der Ansprache für die rasch und gut vollzogene Ausbesserung des Filialkirchleins (Mandschapunar ist Filiale von Konstanz) belobte, die ich ihnen im Frühjahr anempfohlen hatte. Beim Abschied drängte sich groß und klein um den Wagen; alle wollten mir nochmals die Hand küssen.

Bei der Weiterfahrt ließ ich noch lange meine Blicke auf dem wunderschön am rauschenden Meere gelegenen Dorfe mit seinen guten Leuten ruhen, die dieses Jahr wenigstens eine Mittelernthe gehabt hatten.“

Am 1. Oktober 1918 hielt sich Raymund Netzhammer wiederum am Schwarzen Meer auf: „Nachdem wir auch das Meer reichlich genossen, welches heute nur sanfte und leicht gekräuselte Wellen ans Ufer trieb, nehmen wir den Weg auf unser Dorf Mandschapunar zu. Aufs beste werden wir aufgenommen und in aller Augen zeigt sich Freude über unseren Besuch. Gleich nach der Ankunft in der kleinen Gemeinde erschienen Schulze, Beisitzer und Bauern. Diese und alle Bewohner befinden sich wegen dem plötzlichen Abmarsch der deutschen Soldaten in großer Aufregung. Sie fürchten jedoch den Bulgaren ausgeliefert zu werden. Da gerade auch der Soldatenlehrer Befehl bekommen hat, mit Sack und Pack sofort das Dorf zu verlassen und nach Konstanza zu kommen, ruft ein Bauer in seinem Idiom wehmütig aus: ‚Ja, so haben wir also auch unseren Lehrer verloren!‘ Die Bauern erzählen, daß P. Nötges vorgestern da war und Gottesdienst abgehalten habe; nachher habe er von ihnen Abschied genommen. Zur Trauer gesellt sich noch die Sorge: man stehe wegen des Fehljahres vor der Hungersnot und man besitze keine Saatfrucht. Arme Leute! . . .“

Wirtschaftliche Lage

Die wirtschaftliche Lage der Deutschen in Mandschapunar ist einerseits gekennzeichnet durch das Pächterschicksal, andererseits durch die einmalige Lage am Sandstrand des Schwarzen Meeres. Außerdem war die Ortschaft durch eine Chaussee erster Klasse und durch eine Eisenbahnlinie mit der Hafenstadt Konstanza und mit Mangalia verbunden.

Eigener Landbesitz fiel nicht ins Gewicht; Pferde, Kühe, Schweine und Kleinvieh wurden fast ausschließlich für den Eigenbedarf gehalten. Wie Fräulein Buchwald versicherte, war die Nahrung „ziemlich einfach, aber schmackhaft und ausreichend. Fleisch gab es nur vom selbstgemästeten und selbstgeschlachteten Vieh; solange es ausreichte, bildeten Kartoffelbrei mit Schweinefleisch und Sauerkraut ein beliebtes Sonntagessen. Gingen nach Ostern die Fleischvorräte aus, begnügte man sich mit Bohnensuppen u. dgl. Gerne aß man auch Nudeln und Strudel und trank viel Sauermilch. Aufs Feld nahm man Oliven, Halva, Käse, Zwiebeln und Brot. Ich sah Kinder in eine Zwiebel beißen, als wäre es ein Apfel — und alle Kinder waren körperlich und geistig gesund.“ Ganz so schlimm, wie Meschendörfer die Leute in seinem Roman „Der Büffelbrunnen“ sah (S. 244), war es denn doch nicht: „Arm, arm sind die Leute“, sagte Antonia. „Für zehn Franken sind sie imstande, sich gegenseitig zu erschlagen. Alle bearbeiten die Ländereien des Bojaren und bezahlen von ihrer Ernte die Pacht in seine Scheune. Eigenes Land besitzen die wenigsten. Daher wandern die Jungen, sobald sie das Reisegeld beisammen haben, ab — hinunter über die bulgarische Grenze oder hinüber nach Amerika. Niemand hält sie, denn ihre Väter und Großväter haben es auch nicht anders gewußt.“

Der große Reichtum von Mandschapunar lag in seiner Eigenschaft als idealer Bade- und Ferienort. Hierauf stellten sich die Bewohner immer mehr ein, was sich bezahlt machte. Natürlich steckte in den Jahren vor 1940 der Fremdenverkehr noch in den Kinderschuhen, er erlebte aber einen zusehends starken Auftrieb. Schon um Weihnachten gingen bei den Leuten Zimmerbestellungen für den kommende Sommer ein. Jeder verfügbare Raum wurde daher als Fremdenzimmer eingerichtet; die

Familien rückten während der Besuchssaison zusammen oder mußten gar auf Räume im Schuppen ausweichen.

Eine gute Vorstellung über die Ferienfreuden jener Zeit in Mandschapunar vermittelt uns Dimonita in der „Bukarester Post“ vom 1.7.1934 (vgl. Jb. 1967, S. 73): „Von Tekirghiol kommend, gelangten wir zum ‚Schwabendorf‘ Mandschapunar, einem weltfremden, an wundervollem Strand gelegenen Eiland des Friedens, der Reinlichkeit und Ordnung. Da gab es herrliches Hausbrot, gute Butter und bestes Trinkwasser. Und das Meer! — Ich konnte mich kaum von ihm trennen! — Diese Ruhe, diese Bläue, dieses feine, zarte und doch so gewaltige Rollen zu unseren Füßen, das kaum den bunten Sand von der Stelle rückte. Da kann man ruhen und träumen und die Welt vergessen, die so wenig Erfreuliches zu bieten vermag.

Im Dorf gibt es kein Wirtshaus! — Da werden die Durstigen ein langes Gesicht machen, nicht wahr? Aber feine Buttermilch haben die Hausfrauen von Mandschapunar! Hochw. Pater Pieger hat einen guten Einfall gehabt, als er die Ferienkolonie der katholischen Knaben in diesem musterhaft reinen Schwabendorf, in der neuerbauten Schule errichtete.“

Die meisten Sommergäste von Mandschapunar waren Deutsche aus Siebenbürgen, dem Banat, aus Bukarest und dem übrigen Land. Und wer einmal in Mandschapunar Ferien gemacht hatte, kam in der Folgezeit wieder. Auch der heutige ferienhungrige Mensch wird das glauben, wenn er obigen Bericht aus der „Bukarester Post“ liest: In jener Idylle mußte man sich erholen! Und heute? Ein überlaufener Strand und Hochhäuser (Mamaia!), die einen auch noch im Urlaub an das Getriebe der Großstadt erinnern sollen . . . ’

Vernehmen wir zum Schluß einen weiteren Bericht von Erzbischof Netzhammer, der sichtlich gerne nach Mandschapunar reiste („Aus Rumänien“, I, S. 265): „Schon von weitem bemerkte ich auf dem höchsten Punkte des schwach ansteigenden Geländes eine Gruppe lebhafter Pferde. Als wir in die Nähe kamen, warfen sich kräftige Bauernjungen auf sie, jagten uns entgegen und begrüßten uns nach echt deutscher Sitte. Ich warf dem Pfarrer von Konstanza einen vorwurfsvollen Blick zu, denn ich wollte diesmal die guten Leute von Mandschapunar ohne allen Empfang mit einem kurzen Besuch überraschen. Ohne sich irgendwie beirren zu lassen, meinte der gutmütige Herr mit dem Pfeifchen im Munde, man wisse offenbar im Dorfe, daß wir kommen. Ich hatte übrigens meine helle Freude an diesen jugendlichen fünfzehn- und sechzehnjährigen Reitern, welche ohne Sattel ihre feurigen Rosse ritten. Und welch stramme Ordnung herrschte nicht unter dieser jugendlichen Eskorte, welche von einem Vorreiter mit mächtiger Fahne kommandiert ward. Die wilden Pferde schnaubten vor Übermut und Erregung, und die buntfarbigen Schärpen und Fähnchen der Reiter flatterten lustig im Winde. Ich wünschte, Maler gewesen zu sein, um dieses sonnenbeschiedene, farbenprächtige Bild urwüchsiger Bauernburschenfreude festhalten zu können. Die unermeßliche Wasserfläche und das am Meeresufer im dunklen Grün üppiger Bäume versteckte Dorf Mandschapunar hätten den wirksamsten Hintergrund zum reizendsten Gemälde geboten.

Bei der Einfahrt ins Dorf knallten rechts und links Flintenschüsse, die Häuser waren beflaggt, die breite Dorfstraße war mit Gras bestreut, und die Bauern standen bei ihrer neugebauten Kirche. Der Pfarrer war sichtlich zufrieden, daß nicht ich Mandschapunar, sondern daß dieses mich mit ihrem Empfang überrascht hatte.

Nach kurzem Gottesdienst wurde bei recht lieben Leuten in Anwesenheit der Dorfältesten ein Imbiß eingenommen. In der heimeligen Bauernstube flogen meine Gedanken heimwärts, und liebe Erinnerungen aus froher und glücklicher Kinderzeit tauchten in mir auf. Allzubald fuhr unser mit frischen Pferden bespannter Wagen im Bauernhof vor, um die angenehme Unterhaltung zu stören und die dreiköpfige Gesellschaft an die Fortsetzung ihrer Reise bis nach dem 18 km entfernten Mangalia zu erinnern. Wir nahmen indes nur vorläufig Abschied von den guten Leuten, denn der Rückweg sollte uns nachmittags noch einmal nach Mandschapunar bringen.“

Schlußbetrachtung

Die Deutschen von Mandschapunar haben das Urteil kritischer Zeitgenossen nicht zu fürchten! Bei wem ich auch anfrage: überall erhielt ich lobende Antworten. Das stimmt mit meinem persönlichen Eindruck überein, den ich besonders in der Zeitspanne zwischen dem Oktober 1937 und dem Juli 1938 bilden konnte. Ich war damals Theologieprofessor in Bukarest und besuchte allmonatlich die deutschen Katholiken von Mandschapunar, Pallas und Tekirghiol. Sie waren sehr umgänglich und absolut ehrlich. Auf letztere Eigenschaft kommt auch Adolf Meschendörfer in seinem Roman von 1935, S. 144 zu sprechen: Die Tore zum Hof und die Türen zu den Häusern waren überall offen, Wäschestücke und Wertgegenstände benötigten nicht einer eigenen Beaufsichtigung.

Der Ordnungssinn und die Reinlichkeit der Leute von Mandschapunar waren vorbildlich: Wie auch in anderen deutschen Gemeinden wurde wenigstens dreimal jährlich getüncht — vor Weihnachten innen, vor Ostern und vor Beginn der Feriensaison sowohl innen wie auch außen.

Erstaunlich war die tiefe Religiosität der Gemeinde, gleichwohl sie lange Zeit seelsorglich vernachlässigt worden war. Läuteten die Glocken zum Gebet, hielten sich alle daran. Das Abendgebet wurde von der ganzen Familie vorgenommen, wobei die Nennung der 10 Gebote Gottes, die Kirchengebote sowie die 7 Sakramente hinzugefügt worden sind.

Pfarrer Hornung betonte in einem Schreiben an mich: „Die Leute waren fleißig, vor allem die Frauen. Sie waren reinlich und ordnungsliebend. Dank ihrer Ehrlichkeit und Gläubigkeit habe ich mich unter den Leuten sehr wohl gefühlt und ich war ihnen so zugetan, so daß ein Feriengast gegenüber dem Kirchenpfleger die Vermutung aussprach, die Leute könnten auch Holz auf meinem Rücken hacken. . . . Dies war natürlich nur bildlich gemeint und sollte ausdrücken, daß Pfarrer Hornung nicht in erhabenen Höhen über seiner Gemeinde schwebte, sondern mit ihr lebte, wie das auch umgekehrt der Fall war.

Vertrag zwischen dem katholischen Erzbistum Bukarest und Frau Gen. Joh. Berindei

Frau General Johanna Berindei nimmt das ihr vom Erzbistum Bukarest gemachte Angebot betreffs der deutschen Siedler vom Dorfe Costinesti (Mandschapunar) an, welches Angebot durch folgende Bedingungen garantiert wird:



*Mamaica 1970 — aber auch Mandschapunar, das ehemalige deutsche Bad am Schwarzen Meer, heute Costinești, ist überlaufen.
1971 waren fast 200 000 Urlauber aus Westdeutschland in der Dobrudscha.*

1. Frau Joh. Gen. Berindei ist einverstanden, den deutschen Siedlern von ihrem Landgut von Costinesti (Mandschapunar) auf Grund eines authentischen Verkaufsaktes, den Boden, den sie laut der beigelegten Liste bewohnen, und welche Liste als Ergänzungsteil dieses Aktes gilt, zu verkaufen.
2. Der authentische Verkaufsakt wird für jene Fläche gegeben, die für jeden einzelnen festgelegt wird, indem die Fläche, die Grenzen und die Nachbarschaften jedes einzelnen verkauften Grundstückes gezeigt werden.
Auf keinen Fall werden diese Grenzen die alten Linien überschreiten, die vom verstorbenen Emil *Costinescu* 1896 mit den alten Siedlern festgelegt wurden.
3. Für jeden Käufer und jeden Verkaufsakt wird von einem Kadaster—Ingenieur, der von beiden Vertragspartnern gewählt und gleichartig bezahlt wird, ein Plan erarbeitet, der Fläche, Grenzen und Nachbarschaften des verkauften Grundstückes angibt.
Dieser Plan gehört als Ergänzungsteil des betreffenden Verkaufsaktes.
4. Der Herr General Grigore Berindei verpflichtet sich solidarisch mit Fr. Joh. Gen. Berindei für alle Verpflichtungen, die Fr. Joh. Gen. Berindei übernommen hat und die ihr vom Gesetz als Verkäuferin auferlegt sind. Die Kinder der Fr. Joh. Gen. Berindei erklären sich einverstanden mit diesem authentischen Akt des Verkaufs des Bodens, der heute von den deutschen Siedlern bewohnt wird.
Durch den Verkauf wird versichert, daß der Grund, der verkauft wird von jeglicher Hypothek frei ist.

5. Es wird in dem Akt jedes einzelnen vorgesorgt, daß Fr. Joh. Gen. Berindei, als Verkäuferin, im Falle des vollen oder teilweisen Preisverlustes für die Spesen des Aktes und den Wert der Gebäude zur Zeit der Entwertung aufkommt.

6. Die Beurkundung der Akte wird in Konstanz von den Rechtsanwälten Diaconescu und I. Birsan gemacht, wie bestimmt wurde.

Die Entwürfe der Akten werden zeitig dem .H Rechtsanwalt I. Birsan vorgelegt werden.

7. Alle Stempel- und Registrier-, Beurkundungs- und Einschreibungsspesen werden von den Käufern bezahlt. Fr. Joh. Gen. Berindei ist einverstanden, dem Rechtsanwalt I. Diaconescu, auf Grund des Tarifs, die Hälfte des Honorars für alle Akten zu bezahlen.

8. Bevor die Akten beurkundet werden oder am Tage der Beurkundung, müssen die Berechtigten verlangen, daß der Beruf zurückgezogen und der Dossier Nr. 708/936 beim Berufshof Konstanz, der den Gegenstand des Dossiers mit der Berufung gegen die Entscheidung des Tribunals Konstanz, gelegentlich der Beanstandung bei der Vermessung des Kadasters, bearbeitet, geschlossen wird.

9. In jedem Verkaufsakt wird die Klausel bezüglich der Tilgung jedes Prozesses: Berufes, der Beanstandung, Anfechtung u. jeder andern Aktion jeglicher Natur, die noch vor dem Tribunal Konstanz, Gericht, Berufshof oder jeder andern Instanz besteht, in dem Sinne hinzugefügt werden, daß keiner der Kontrahenten noch etwas gegen den andern zu beanstanden hätte. Es wird auch die Schließung jedes Dossiers verlangt. Bevor die Beurkundung des Aktes gemacht wird, müssen sich alle auf die verkaufte Fläche, die von den fixierten Grenzen umfaßt ist, zurückziehen.

10. Der Verkaufspreis jeden Quadratmeters ist Lei 5,50 (fünf, fünfzig) folgendermaßen bezahlbar: a) Lei 100 000 (ein hundert tausend) bei der Unterzeichnung und Entgegennahme dieses Vertrages. b) Den Rest bis zur Beurkundung der Akte, die am selben Tag mit der Schließung des Dossiers am Berufshof und spätestens am 1. Juni 1936 gemacht werden wird. Der Gesamtpreis der verkauften Grundstücke wird auf Lei 100 000 (ein hundert tausend) begrenzt. Die Auszahlung wird in der Wohnung der Fr. Joh. Gen. Berindei erfolgen.

11. Dieses Verkaufsprojekt benachteiligt in nichts die Rechte und Haltungen der Kontrahenten, die jeder augenblicklich durch die gegebenen Entscheidungen besitzt, — es verschafft auch keine Art der Anerkennung von Rechten des einen Kontrahenten zugunsten des andern.

12. Im Falle, daß der Rest des Preises nicht bezahlt wird bis zur Beurkundung der Akte, die spätestens am 1. Juni 1936 gemacht wird, ist der Verkaufsvertrag voll rechtlich gelöst: ohne Aufforderung, ohne Aufschub, ohne Gericht, und die Summe von 100 000 Lei hat Fr. Joh. Gen. Berindei mit vollem Recht erhalten, ohne jedes Recht, sie ganz oder teilweise zurückzuverlangen, denn nur so kommen wir überein. Ebenfalls und ganz unter denselben Bedingungen wird dieser Vertrag gelöst, im Falle der Nichtbeachtung oder Übergehung jedweder Klausel, die im gegenwärtigen Vertrag festgelegt wurde.

Dieser Vertrag wurde in zwei Exemplaren angefertigt, in rumänischer und deutscher Sprache.

Bukarest, den 4. April 1936.
Frau Gen. Johanna Berindei.
H. General Grigore Berindei.

Alexander Theodor Cisar
Erzbischof von Bukarest

P. Nikolaus Pieger.

Kalfa

Herr Ferdinand Bernhard, Wien, stellte mir freundlicherweise seine Untersuchung über sein Heimatdorf Kalfa zur Verfügung, der ich viele Angaben für dieses Kapitel entnehmen konnte. Die Studie Bernhards wird übrigens ebenfalls im Jahrbuch der Dobrudschadeutschen erscheinen. Zu Recht kann hierin Herr Bernhard feststellen: „Vierzig Jahre lang, von 1903 bis 1943, hat hier eine kleine deutsche Mustersiedlung mit Schule und Kirche deutsche Sitten und deutsche Tüchtigkeit unter Türken und Bulgaren zur Schau getragen.“

Gründung des Dorfes und seine Entwicklung

Die zunehmende Landknappheit in den deutschen Siedlungen Bessarabiens und der Ukraine ließen das Problem der Auswanderung stets aktuell bleiben. Man hielt daher Ausschau nach neuen Ansiedlungsmöglichkeiten. Durchziehende Kaufleute informierten die auswanderungswilligen Leute in der Gegend um Charkow — nach anderen Quellen sollen die Familien Kalfas aus Mannheim, dem russischen Chersones, stammen — über die Verhältnisse in der südlichen Dobrudscha, wo sich die türkische Bevölkerung zurückziehe und unbewohnte Gegenden zurücklasse. Überhaupt werde der Boden in den bezeichneten Gebieten nicht durch Ackerbau ausgenützt, sondern lediglich durch Schafzucht.

Auf derlei Auskünfte hin machten sich im Frühjahr 1903 drei erfahrene Männer — Ferdinand Bernhard, Johannes Zerr und dessen Sohn Anton Zerr — auf den Weg, um sich von der Stichhaltigkeit der Kunde zu überzeugen. Sie gelangten nach Kalfa und verhandelten über die Kaufbedingungen, die tatsächlich sehr günstig waren.

Im Spätjahr desselben Jahres zogen 58 Deutsche, die 11 Familien — andere Quellen sprechen von 16 Familien — angehörten, in dem verwahten, ehemals türkischen Dörfchen Ali—Anife, das die Bulgaren nach der 11 km entfernten Hauptgemeinde „Kalfa“ nannten, ein. Sie hießen Bernhard, Eppinger, Grünwald, Herrling, Glaßner, Weisser und Zerr. Während des ersten Winters suchten die Neuankömmlinge Unterschlupf in den türkischen Hütten. Sobald es wieder wärmer wurde, begannen sie mit dem Bau ihrer Häuser und Wirtschaftsgebäude; Höfe und Gärten und eine breite Straße mit Spalierbäumen wurden angelegt sowie die jeweiligen Grundstücke mit weißgetünchten Bretterzäunen voneinander abgetrennt.

In der Nähe der neuen deutschen Siedlung wohnten vier bulgarische Kleinbauern und Schafzüchter sowie eine russische Familie und eine Zigeunersippe. 18—20 km südlich lag das türkisch-bulgarische Städtchen Basardschik (Bazagic); Konstanza war ca. 160 km weit entfernt. Basardschik war Sitz der Kreisbehörden

und bot gute Absatzmöglichkeiten für die landwirtschaftlichen Produkte. Nicht weit entfernt lagen in nördlicher Richtung die beiden deutschen evangelischen Dörfer Tschobankuius und Mamuslie, mit denen Kalfa bald in Verbindung trat; so kamen die Musikanten unter Kolbeck, der Violine und Akkordeon spielte, aus diesen Dörfern zu festlichen Anlässen nach Kalfa. Mit den bulgarischen Behörden kamen die Deutschen von Kalfa gut überein, ebenso mit der bulgarischen Bevölkerung, mit der sie sich, des Russischen mächtig, ziemlich gut verständigen konnten. In kürzester Zeit hatten sich die Deutschen hohes Ansehen erworben, da ihre Höfe, ihre Pferde — die Einheimischen arbeiteten fast nur mit Ochsen — und ihre Landwirtschaft bewundert wurden.

Die kriegerischen Auseinandersetzungen und die Zuteilung der südlichen Dobrudscha an Rumänien beendeten die glückliche Aufbauphase der deutschen Kolonie Kalfa. Als Rumänien 1916 den Mittelmächten den Krieg erklärte, vergruben die Siedler ihre Wertgegenstände und brachten ihre Frauen und Kinder am 8. September 1916 nach Basardschik, wo sie zwei Wochen blieben. Dennoch konnten sie dem Zugriff der Rumänen nicht entkommen: mehrere Männer wurden interniert; vier davon — Gottlieb Herrling sowie Valentin, Anton (jung) und Peter (jung) Zerr kamen in den Internierungslagern in der Moldau um — ein schwerer Schlag für diese kleine Gemeinde!

Im Oktober 1916 wurde das Gebiet um Kalfa wieder von den Deutschen und Bulgaren eingenommen, so daß wiederum ein geordnetes Leben im Dorf gewährleistet war.

Noch während des Krieges stieß Johannes Bernhard auf seinen Reisen durch Bulgarien auf eine deutsche Siedlung namens Endscheköi, die von Landsleuten aus dem Banat bewohnt war. Dort existierte ein Kloster der Benediktinerinnen, die aus Deutschland stammten. Auf die Initiative Bernhards hin errichteten die Schwestern im Schuljahr 1917/18 für die Kinder aus Kalfa ein Internat. Als 1919 die südliche Dobrudscha Rumänien zugesprochen wurde, ward die Verbindung zu diesem Kloster, das bulgarisch blieb, zerschnitten.

Die neuen Machthaber gingen mit ihrer „Kriegsbeute“ nicht zimperlich um. Manch einer, der geglaubt hatte, in Kalfa eine dauernde Bleibe gefunden zu haben, trug sich mit dem Gedanken der Auswanderung nach Deutschland oder Amerika.

Ein gewisser Trost bildeten die Bande, die sich nunmehr zwischen Kalfa und Karamurat ergaben; man fühlte sich nicht mehr einsam und verlassen unter lauter fremden Völkern. Die Bekanntschaft mit Karamuratern war eigentlich zufällig zustande gekommen, als jene nach Kalfa kamen, um Weizen zu kaufen. In der Folgezeit wurde die Verbindung aufrecht erhalten, so daß es auch zu Verheiratungen kam. Bald wurden gleichfalls zu anderen deutschen Zentren Rumäniens Brücken geschlagen: Der Pfarrer brachte aus Bukarest deutsche Kalender, Bücher und das deutsche Sonntagsblatt, manche Bauern bestellten die „Banater deutsche Zeitung“ aus Temesvar und schickten ihre Söhne in das katholische Gymnasium nach Bukarest.

Die rumänischen Behörden hatten ein Interesse daran, das neugewonnene Gebiet vollständig in das übrige Staatsgebiet einzugliedern und die bulgarische Bevölkerung in Schach zu halten. Sie beobachteten daher mißtrauisch jede Regung, die als antirumänische Erhebung gedeutet werden konnte, nahmen Verhaftungen

vor und gewährten den rumänischen Gendarmen freie Hand. Neu angesiedelte Rumänen und Mazedonier sollten die Garanten für eine sichere Staatsgrenze bilden.

Diese Eingriffe wirkten sich auf die Atmosphäre der Gemeinde aus, die vormals rein deutsch gewesen war. Man rückte angesichts der Eingriffe von außen nur noch mehr zusammen und bildete eine harmonische Familie. Valentin Eppinger und Anton Zerr galten als fesselnde Erzähler, wenn sie über Sibirien bzw. über China sprachen, wo sie tatsächlich gewesen waren. Besonders im Winter, wenn es weniger Arbeit in der Landwirtschaft gab, saß man in den warmen Stuben beisammen und pflegte Geselligkeit. Alle Feste wurden gemeinsam gefeiert, an Leid und Unglück nahm ebenfalls die ganze Gemeinde teil. Auf der anderen Seite beleidigte die Polizeiwillkür den stolzen Freiheitssinn der Deutschen, und wieder erwachte der Gedanke der Auswanderung. Von Deutschland hörte man in wirtschaftlicher Hinsicht nichts Gutes; so hielt Johannes Bernhard bis nach Ankara hin Ausschau nach neuen Siedlungsmöglichkeiten.

Der Zweite Weltkrieg brachte die politischen Verhältnisse in jenem Grenzgebiet wieder ins Schwanken: An 1940 wurden die meisten Deutschen der Dobrudscha ins Deutsche Reich zurückgeholt; 1943 erfaßte die Umsiedlung Kalfa, das damals 350 Einwohner zählte. Der alte Pfarrer, der über dreißig Jahre das Schicksal seiner Gemeinde geteilt hatte, kehrte in sein Kloster zurück, wo er bald starb. — Erlöschen war das Leben der reichen deutschen Kolonie Kalfa.

Kirche und Schule

Sobald sich die Deutschen in Kalfa einigermaßen eingerichtet hatten, erbaten sie in Warna seelsorgliche Betreuung. Man verwies sie auf eine Missionspfarrei der Passionisten in Schumen, das ca. 50 km südlich von Kalfa lag. Allmonatlich besuchte „Pater Franz“ die Siedler, zelebrierte in einem Privathaus die hl. Messe und spendete den Gläubigen die Sakramente. An 1908 begannen die Leute mit dem Bau einer Kirche, die drei Jahre später mit ihrem Turm vollendet wurde. Die Kirche wurde dem hl. Johannes dem Täufer geweiht; sie enthielt einen schönen geschnitzten Hochaltar, im neugotischen Stil, der die Wappen der edlen Spender aufwies; Spenden für den Bau der Kirche waren u. a. aus Holland, der Heimat des Pfarrers sowie von deutschen Mitgliedern des kgl. Hofes von Sofia gekommen. 1909 wurde die Pfarrei gegründet, P. Alexius Shoenmakers C. P. wurde Pfarrer von Kalfa. Der aus Holland stammende Priester kam aus dem Passionistenkloster von Rustschuck, einer Missionszentrale für den Balkan, und sprach sehr gut deutsch. Seine musische Veranlagung, die sich in hoher Musikalität, in Geschick für Holzarbeiten und in seiner Vorliebe für holländische Gärtnerei äußerte, schuf vor den Augen der Siedler ein Beispiel, das sie nachahmten. Pater Alexius förderte nicht nur den Bau der Kirche, sondern sorgte für die Errichtung einer Schule und eines Pfarrhauses. 1932 besuchten die Pfarrschule 21 deutsche Kinder, die von Johannes Blasius Lukács unterrichtet wurden. Gemeinderäte waren an 1932 Gregor Weiser und Aloisius Bernhard. 10 Taufen, 3 Trauungen, 4 Begräbnisse und 2032 Osterkommunionen hält der Schematismus der Erzdiözese Bukarest, zu welcher die Pfarrei seit 1913 gehörte, fest. Die Zahl der Gläubigen wird für jenen Zeitpunkt folgendermaßen angegeben: in der Mutterkirche Kalfa 143 in 25 Familien, in den Filialen Basardschik 25 in 6 Familien, Karabalar 25 in 5 Familien, Hasarlik 20 in 3

Familien.

Pater Alexius organisierte einen Kirchenchor und baute die Pfarrbibliothek gut aus, so daß die Gläubigen deutsche Literatur für die wichtigsten Wissensgebiete vorfinden konnten.

Pater Alexius verwuchs mit seiner Gemeinde im Laufe seiner seelsorgerlichen Tätigkeit dermaßen, daß keine trennende Wand zwischen dem Priester einerseits und der Gemeinde andererseits bestand. Der Pfarrer ging bei seinen Leuten wie ein guter Bekannter ein und aus, die Türe des Pfarrhauses stand ebenso jedermann offen. Die Leute aus Kalfa werden sich gerne daran erinnern, wie Pater Alexius die Jugend um sein Harmonium versammelte, um Lieder mit ihnen einzuüben. Sie werden an die hohen kirchlichen Festtage denken und an den Monat Mai, als die Lourdesgrotte mit Blumen geschmückt war und Prozessionen durch das Dorf und die Fluren abgehalten wurden.

Kam der Erzbischof von Bukarest zu Besuch, befand sich das gesamte Dorf in Feiertagsstimmung. Raymund Netzhammer notierte im Mai 1922 über Kalfa folgendes: „Auf der Station Casim erwartete Herr Bernhard den Erzbischof und dessen Sekretär, P. Lucius. Der 16 km weite Weg führte uns durch die schönsten und üppigsten Getreidefelder und zeigte uns anschaulich, welche reiche Getreidekammer Rumänien hier als Ergebnis der Balkankriege gewonnen hat. Vor dem Dorfe Ali-Anife holten uns 10 jugendliche Reiter ein, und von der Pfarrkirche weg bewegte sich die Prozession, welche uns zur Begrüßung entgegenschritt.“

Da der ganze Nachmittag frei war, konnte er nicht besser verwendet werden als zu einem Ausflug nach der unter Humus und Schutt begrabenen Römerstadt. Als wir nach Ali—Anife zurückkamen, erwartete uns der Pfarrer Overbeck von Karamurat. Er hat heute die weite Strecke von seiner Pfarrei bis hierher in einem Bauernwagen zurückgelegt. Morgen wird Pfarrer Overbeck bei der Firmungsfeier Festprediger sein . . .

Um 7 Uhr früh standen die Reiter und sechs mit Bauersleuten besetzte Wagen bei der Dorfkirche von Ali-Anife bereit. Alle diese gaben uns bis zum nächsten Bulgarendorf das Geleit. Hier schieden sich unsere Wege. Die Bauern suchten ein nahes Gehöft und Wäldchen auf, wo sie mit ihrem Pfarrer und jenem von Karamurat einige frohe Stunden im Rahmen eines Maifestes verbringen wollten; wir fuhrten indes der Distriktstadt Bazargic zu.“

Lehrer Johann, wie Herr Lukacs genannt wurde, erzielte gute Erfolge. Die Schülerzahl war klein genug, daß er sich jedem Kind widmen konnte. 20 Jahre, von 1920—1940, wirkte er in Kalfa, wohin er aus dem Banat gekommen war. Über seine Vergangenheit, seine Interessen und Sorgen wußte niemand etwas, denn Lehrer Johann war ernst und zurückhaltend. Neben dem Pfarrer galt er als eine Respektsperson. Im Zuge der Besiedlung der südlichen Dobrudscha durch Rumänen wurde eine rumänische Staatsschule errichtet, die alle Kinder obligatorisch zu besuchen hatten. Lehrer Johann unterrichtete weiterhin in der Pfarrschule deutsch.

Ein gewisser kultureller Mittelpunkt wurde das Vereinshaus im Pfarrgarten, wo sich die Bibliothek befand, wo man Radio hören, Geselligkeit pflegen und Theater spielen konnte. Auch in Privathäusern legte man sich Bücher zu, so etwa bei Familie Eppinger bereits seit der Gründung des Dorfes die beliebte Karl-May-Serie.



In Kalfa nach dem Gottesdienst, 1940

Wirtschaftliche Lage

Als die Deutschen in Kalfa ankamen, erwarben sie große Flächen Ackerland, etwa 200 bis 300 ha pro Familie. In wenigen Jahren verwandelten sie die Steppe, auf der bisher nur Schafherden gegrast hatten, in ein fruchtbares Paradies und ihre Siedlung in ein Musterdorf, das schon in den Gründerjahren Reichtum ausstrahlte. Daher konnte sich die kleine Gemeinde einen eigenen Pfarrer und einen eigenen Lehrer leisten.

Auf den Feldern gedieh praktisch alles: Weizen, Hafer, Gerste, Mais, Sonnenblumen, Raps u. v. a. In den Stallungen stand ansehnliches Groß- und Kleinvieh; wie in anderen deutschen Siedlungen erregten auch hier besonders die Pferde die Bewunderung der Besucher. Allmählich stellte man den landwirtschaftlichen Betrieb auf Maschinen um.

Jakob Weisser und sein Sohn Nikolaus arbeiteten in ihrer Schmiede, Raphael Głaßner war gar Tischler, Maurer, Mechaniker und Metzger in einer Person. Ein Wirtshaus gab es in Kalfa nicht. Jeder hatte ja seinen eigenen Weinberg, brannte selbst Schnaps und besaß ein gastliches Haus. Nikolaus Weisser richtete jedoch in der Nähe seiner Werkstatt ein gemütliches Café ein, wo man sich zum Kartenspielen traf. Anton Zerr war nebenberuflich ein tüchtiger Imker, Simon Zerr Schnitzer und Bildhauer, Bastler und Friseur. Alle übrigen Künste wurden von Hans Eppinger besorgt: er konnte einfach alles!

Die Weltwirtschaftskrise um 1930 warf ihre Schatten bis in das kleine Dorf in der Süddobrukscha: In der vorausgegangenen Hochkonjunktur wurden die Bauern zu umfangreichen Neubauten und Neuanschaffungen animiert, nun war das Geld ausgegangen, und man konnte nicht bezahlen; die Preise für Ackerland waren auf ein Minimum abgesunken. Man war gezwungen, Butter und Käse, Hühner und Ei-

er auf den Markt zu tragen, um die Geldknappheit zu beheben. Mancher Bauer sank zum Knecht ab; viele Mädchen nahmen in der Stadt eine Stellung an.

Nicht genug damit! Als in der Süddobrudscha Rumänen angesiedelt wurden, enteignete man jeden um ein Drittel seines Besitzes, wobei man den Deutschen nur das minderwertige Land beließ. So wurde den Deutschen in Kalfa nach und nach die einst so reiche wirtschaftliche Grundlage entzogen.

1943 wurden die Deutschen in das alte Vaterland zurückgebracht, aber mehr und mehr in alle Winde zerstreut — wie es auch mit den übrigen Landsleuten der Fall war. Das Schicksal der Leute von Kalfa spiegelt sich wieder in jenem der gegenwärtig ältesten noch lebenden Kalfaer, dem Ehepaar Gregor und Elisabeth Weisser (Diedelsheim/Baden), die die Gründung von Kalfa 1903 miterlebt hatten. Gregor Weisser hat den Großteil seiner Jugend in Rußland verlebt und war später bulgarischer Soldat. Seine Söhne marschierten unter rumänischer und deutscher Fahne. Seine Enkel leben in Amerika. — Man fühlt sich erinnert an den Ausspruch vom „Volk ohne Raum“, der freilich von den Nationalsozialisten mißbraucht worden ist.

Schlußbetrachtung

Kalfa ist ein Beispiel dafür, wie eine reiche deutsche Kolonie durch Einwirkungen internationaler Verwicklungen und Majorisierung durch das herrschende Staatsvolk in wirtschaftlicher Hinsicht allmählich ausgetrocknet wurde. Andererseits ist diese katholische Ortschaft ein Beispiel dafür, wie sich eine kleine Gemeinde — ganz allein auf sich gestellt — hinsichtlich ihrer deutschen Kultur und ihres katholischen Glaubens nicht nur behaupten, sondern sich reich entfalten konnte. Die Bauern von Kalfa standen im Ruf gläubiger und tüchtiger Menschen, die mit beiden Füßen auf der Erde standen. Durch die Kontinuität der religiösen und schulischen Betreuung sowie durch das Aufeinanderangewiesensein entwickelte sich eine harmonische Dorfeinheit, die ihresgleichen sucht.

Tekirghiol

Die Ortschaft liegt 12 km von Konstanz entfernt an dem gleichnamigen, durch einen Landstreifen vom Meer getrennten See, der durch seine Heilkraft bekannt ist. Über die einst dort existierende deutsche Kolonie gibt es kaum irgendwelche Aufzeichnungen. Daher bin ich Frau Titti Rösner, geb. Müller, der ehemaligen Lehrerin von Tekirghiol für ihren Bericht zu besonderem Dank verpflichtet.

Gründung des Dorfes und seine Entwicklung

Wie anderwärts war es auch hier der Mangel an Ackerland, der junge Familien aus den älteren katholischen deutschen Dörfern veranlaßte, sich nach einer Betriebsgrundlage umzusehen. Seit dem Jahre 1907 kamen also Familien aus Malkotsch, Kulelie und Karamurat zum Tekirghiol-See und pachteten sich einige Acker. Außer ihnen wohnten Tataren und einige Rumänen im Dorf, so daß eine systematische Anlage der Ortschaft mit breiten Alleen, wie es sonst in deutschen Dörfern Sitte war, sich nicht verwirklichen ließ. Allerdings hoben sich die deut-

schen Gehöfte mit den weißgetünchten Häusern und mit den eingezäunten Gärten recht bald von jenen der Tataren und Rumänen ab.

Am Ende des Ersten Weltkrieges lebten 97 katholische Deutsche in 16 Familien in Tekirghiol, 1931 sind es schon 268 in 46 Familien; 1940 schlossen sich 256 Personen der Umsiedlung an, 19 blieben zurück.

Durch das Zusammenleben mit anderen Volksgruppen vermochte sich nur schwerlich ein einheitliches deutsches Gemeindeleben zu entwickeln. Der Umstand, daß die Siedler von verschiedenen Ortschaften kamen, erschwerte den Zusammenhang zusätzlich. Dadurch spielte diese deutsche Gemeinde innerhalb der deutschen Dobrudschadörfer nicht die Rolle, die ihr zahlenmäßig zugekommen wäre. Als Margot Staub-Zehnder im Hauskalender des Deutschen Volksbildungsvereins zu Bukarest 1910 einen Aufsatz über den Tekirghiol-See verfaßte (S. 61 ff.), war ihr gar nicht aufgefallen, daß in dem gleichnamigen Dorf Deutsche wohnen: Auch Erzbischof Netzhammer, der ein Mann der Feder war, geht nur selten auf die deutsche Gemeinde Tekirghiol ein. Über den See bemerkt er: „Dieser See, welcher meist Tekirghiol genannt wird, ist unstreitig der eigenartigste der Dobrudscha. Sein Wasser enthält nicht nur freien Schwefelwasserstoff, der sich in der Nähe des Sees sofort bemerkbar macht, sondern auch Bromverbindungen und eine beträchtliche Anzahl Natrium-, Calcium- und Magnesiumsalze. Dieses eigenartige Seewasser ist viermal salzhaltiger als das gewöhnliche Meerwasser, besitzt eine bedeutend größere Dichte als letzteres und bildet namentlich in der Nähe des Dorfes Tekirghiol, das wir bald von einer Anhöhe aus sehen, einen Schlamm, der zu Heilzwecken verwendet wird. Die Benutzung dieser Schlambäder ermöglicht unter anderem auch das Sanatorium Movila, für welches eben auf der Straße ein schwerer Dampfkessel herbeigeschleppt wurde, vor dem unsere Pferde scheu zu werden drehten. Die nackte Anlage, an der wir vorbeifuhren, macht durch das Fehlen jeglichen Schattengartens einen wenig einladenden, um nicht zu sagen trostlosen Eindruck. Die Schuld aber trägt hier nicht der Unternehmer, sondern vielmehr die Natur, welche in dieser Gegend Bäume nicht absonderlich zu lieben scheint. .. Der Anblick des schmutzig dunklen Tekirghiol-Sees mit seinem salzigen und äußerst bitteren Wasser rief mir den Ovidschen Seufzer ins Gedächtnis, der klagt, daß in diesem Lande zum ‚Trunke der Sumpf sich mische mit dem Salze der See‘.“

Unter dem 5. Mai 1918 notiert der Erzbischof in seinem Tagebuch: „Im Tekirghiol-Dorf gab es noch einen recht lieben Aufenthalt. Pfarrer Nötges, der von Mandschapunar direkt hierher gekommen war, erwartete uns an der Spitze der kleinen katholischen Gemeinde deutscher Ackerbauern. Ihre Kinder hatten sie entweder in die Pfarrkirche nach Konstanza oder heute in die Filiale Mandschapunar zur Firmung geschickt. In einem Bauernhaus mit weinumrankter Vorlaube war hochzeitlich gedeckt. Man würde den braven Menschen wehe getan haben, hätte ich mich nicht an ihren Tisch gesetzt. Nachdem man den ganzen Tag über das aufgestellte Programm bis auf die Minute genau eingehalten hatte, durfte man bei der letzten Etappe schon eine Verspätung von einer halben Stunde zugeben. Diese wurde ausgeführt durch eine kleine Feier in der Kapelle, die in einer Ansprache, in einer kurzen Maiandacht und in der Spendung des bischöflichen Segens bestand. Hirt und Herde waren gleich glücklich. Bei der Abfahrt war schon Dunkelheit eingebrochen und als wir in Konstanza ankamen, war 10 Uhr vorüber. Ich hatte einen

meiner schönsten Dobrudschatage hinter mir.“ Während des Ersten Weltkrieges teilten die Deutschen von Tekirghiol das Schicksal ihrer Landsleute in anderen Dörfern. Zwei Männer — Eduard Jahn und David Klein — wurden von den Rumänen interniert und starben im Internierungslager.

Kirche und Schule

Bald nach 1907 errichteten die Deutschen von Tekirghiol ein kleines Bethaus, und 1923 eine stattliche Kapelle, zu welcher der Bukarester Architekt Fakler einen Plan geliefert hatte. Die Leute bauten jedoch nach ihrem Kopf. Erzbischof Netzhammer erinnert sich am 23. Oktober 1923: „Von Großallas ging es über Konstanza mit einem Dorfwagen des Herrn Fix nach Tekirghiol. Die Leute benutzten das warme und trockene Wetter und waren stramm am Kapellenbau. Auch hier schenkte man den übersandten Plänchen des zünftigen Baumeisters keine Achtung, sondern verfuhr so wie in Großpallas. Immerhin macht die Arbeit einen bedeutend besseren Eindruck als dort. Die Wände sind dick untermauert und dann bis zur Dachhöhe aus gestampfter Erde hergestellt. Herr Fix brachte zur Kontrolle das Rechnungsbuch samt den Belegen auf den Bauplatz. Bis jetzt hat man 31 000 Lei verausgabt. Weil die Katholiken in Tekirghiol friedlich zusammenarbeiteten, erhielten sie außer den ausgehändigten 10 000 Lei nochmals ein Geschenk von 5 000 Lei für den Kapellenbau. Sagen muß man sich doch, daß der schucke Plan des Architekten mit den gleichen Kosten hätte ausgeführt werden können wie der jetzige viereckige Kastenbau.“

Weiter unten werden wir uns dem Bau der neuen, schönen Kirche von Tekirghiol zuwenden.

Großen Aufschwung erlebte das Gemeindeleben auf Grund der Bemühungen Pater Piegers, der im Spätjahr 1932 eine Mission in Tekirghiol durchführte. In den übrigen katholischen deutschen Gemeinden hatten die Steyler Missionare diese Aufgabe übernommen, nach Tekirghiol wollten sie aber nicht gehen. Pater Piegers seelsorgliche Bemühungen hatten vollen Erfolg. Es zeigte sich, daß die Leute durchaus guten Willens, aber bisher weitgehend vernachlässigt waren. Wie in Mandschapunar und Großpallas ging Pater Pieger daran eine neue Schule sowie auch eine neue Kirche samt Lehrerwohnung zu bauen. Als Lehrerin engagierte er Fräulein Titti Müller aus Azuga. Die deutsche Gemeinde umfaßte damals 300 Personen in ca. 50 Familien. Der Schematismus der Erzdiözese Bukarest (1933) nennt für das Jahr 1931 268 Gläubige in 46 Familien, 13 Taufen, 3 Trauungen, 3 Beerdigungen und 183 Osterkommunionen. Die 20 deutschen Kinder wurden 1931 in der Staatsschule unterrichtet und vom Pfarrer aus Konstanza katechisiert.

Fräulein Titti Müller nahm ihre Arbeit Ende 1933 in Tekirghiol auf und hatte sofort großen Zulauf: Über 100 Kinder kamen, um von der deutschen Lehrerin unterrichtet zu werden; viele von ihnen waren gar keine Deutschen. Auch Erwachsene bewarben sich um Privatstunden. Die rumänischen Lehrer unterstützten ihre deutsche Kollegin wo sie nur konnten, vor allem aber das Bürgermeisterhepaar, bei welchem Fräulein Müller oft eingeladen war.

Die neue Lehrerin von Tekirghiol wohnte zunächst bei einem reicheren Bauer, bei Stefan Becker. Die Wirtsleute waren sehr nett und zuvorkommend zu ihr, aber sie konnten ihr nur das bieten, was sie selbst hatten. Im Hause gab es kein elektri-

sches Licht, kein fließendes Wasser, keine Toilette — für eine junge Dame aus der Stadt lauter Selbstverständlichkeiten. Da die Fenster außerdem sehr niedrig waren, schaute in das Zimmer von Fräulein Müller, die eine panische Angst vor Pferden hatte, immer wieder unvermutet ausgerechnet ein Pferd durchs Fenster . . . Die junge Lehrerin pochte daher energisch auf eine Veränderung der Verhältnisse; die Neubauten von Kirche und Schule wurden daher schleunigst vorangetrieben. Architekt war der aus Deutschland stammende Architekt Böhm (Bukarest), dessen Bruder Dominikus als Kirchenbaumeister weltweiten Ruf genoß (Kirchen in Köln, Neu-Ulm, Amerika u. a. m.). Bauherr war die Erzdiözese Bukarest, Baumeister der Tekirghioler Maurer Anton Bobolowski, dessen Schwiegervater Adam Götz der reichste Bauer des Dorfes war; die Bauleitung aber lag bei der Lehrerin, deren Stolz daher, wie sie mir schrieb, keine Grenzen kannte. Im Herbst 1934 konnte Fräulein Müller in eine hübsche Zweizimmerwohnung im neuen Schulhaus einziehen. Daneben lagen die beiden Schulräume, die sich durch das Öffnen einer großen Schiebetüre zu einem großen Saal verwandeln ließen. Im Tiefparterre befand sich eine Hausmeisterwohnung, in welche Fräulein Müller eine arme Familie aufnahm, die gerade aus Krasna gekommen war.

Bereits im Juni 1934 konnte die Kirche eingeweiht werden. Das schöne Altarbild wurde vom Münchner Maler Professor Figel geschaffen und von Prälat Pfaffenbüchler gestiftet. Dargestellt war der hl. Konrad von Parzham, die Gemeinde beschützend, welche in einer Prozession mit Fahnen aus dem alten Bethaus in die neue Kirche herüberzieht.

Dimonita besuchte damals mit einer Bukarester Gruppe das Schwarze Meer und war auch in Tekirghiol. In der „Bukarester Post“ vom 1. 7. 1934 schrieb sie: „Tekirghiol, der alte Badeort, ist ein trostloses Fleckchen Erde — aber auch da konnten wir schöne Stunden erleben. Es war die Weihe der neuen katholischen Kirche der dortigen Schwabenkolonie. Die schöne, im bayerischen Stil erbaute, dem hl. Konrad von Parzham geweihte Kirche, ist ein Werk des Bukarester Architekten Böhm, der da ein hübsches, zierliches Gotteshaus geschaffen und sich damit den Dank der braven Schwaben erworben hat. Hochw. Pater Pieger, durch dessen energische, tatkräftige Begeisterung das Werk zustande gekommen ist, hat Weihe und Festpredigt gehalten sowie auch die erste feierliche Messe gelesen, bei der die versammelte Gemeinde das alte ‚Hier liegt vor Deiner Majestät‘ sowie andere deutsche Kirchenlieder sang. Ein junger Pfarrer wird sich nun ständig um diese deutschen Kolonisten annehmen, die 60 Familien bilden und bis jetzt dem Pfarramt von Konstanza unterstellt waren.“

Das anschließende Festmahl hatte Herr Gemeinderat Klein gestiftet und damit bewiesen, daß Gastfreundschaft bei den Schwaben kein leerer Schall ist.“

Bis ein eigener Pfarrer nach Tekirghiol kam, mußte man sich leider noch bis 1938 gedulden. Es mußte daher weiterhin der Pfarrer von Konstanza kommen; Ende 1937 bis zum Sommer 1938 besuchte auch ich jeden Monat einmal die Gemeinde von Bukarest aus. Die meiste Arbeit blieb also an Fräulein Titti Müller hängen: Vormittags kümmerte sie sich um die kleinen Kinder, nachmittags erteilte sie den Schulkindern Unterricht in Deutsch und Religion, abends waren die großen Mädchen mit Gesang, Spiel und Handarbeit an der Reihe; zweimal in der Woche versammelten sich die Frauen um die Lehrerin und bisweilen auch die Männer, denen sie über ferne Länder, besonders über Deutschland erzählen mußte, das sie über al-

les liebten. Oft ging Fräulein Müller abends ins Haus der Familie Götz, wo sich stets viele Deutsche zu einem Plausch zu versammeln pflegten. Mit dem Kirchenchor übte die Lehrerin Kirchen- und Volkslieder ein, ebenso mit den Schulkindern, und zwar bis zu fünf Stimmen. Frau Titti Rösner (geb. Müller) schrieb mir, wie erstaunt sie über die außerordentliche Musikalität der Tekirghioler war, und welche Erfolge sie gerade auf dem Gebiet des Gesangs mit ihnen erzielte.

Zerstreuung bot Fräulein Müller der enge Kontakt zu den Kollegen in Mandschapunar und Großpallas, Fräulein Gertrud Buchwald und Herrn Friedrich. Diese drei Lehrer organisierten — allein oder mit ihren Schulkindern — Wanderungen, Theaterspiele u. dgl. m. Gleichzeitig mit dem Neubau der Schule wurde eine ansehnliche Bibliothek zusammengestellt, was dem Borromäusverein¹ aus Deutschland zu verdanken war. Diese Bibliothek wurde von Fräulein Müller betreut. Daneben kümmerte sich die Lehrerin um alle möglichen Dinge des Alltags und Sorgen der Gemeinde: Sie beschaffte Medikamente, Schuhe, Kleider, Hefte und Schreibmaterial; letzteres wurde von der Papierfabrik Schiel (Busteni) gestiftet.

Als im Jahre 1937 ein Pfarrer nach Tekirghiol kommen sollte, mußte Fräulein Müller die Gemeinde leider verlassen. Der Abschied fiel beiden Seiten schwer. Da jedoch die Berufung des Pfarrers um ein Jahr verschoben wurde, sprang Fräulein Anni Bieber für das Schuljahr 1937/38 als Lehrerin ein. Sie fand einen ähnlich herzlichen Kontakt zu den Leuten wie ihre Vorgängerin.

Endlich, im Sommer 1938, erhielt die katholische deutsche Gemeinde von Tekirghiol einen eigenen Pfarrer: Es war das Emil Kendlbacher. Der neue Seelsorger kam mit den besten Vorsätzen, fand jedoch als Bukarester nicht den richtigen Zugang zur Seele der einfachen Bauersleute. Mißverständnisse ergaben sich, die Atmosphäre wurde vergiftet. Vergebens versuchte ich damals zu schlichten. Die Tage der Deutschen in der Dobrudscha waren ohnehin gezählt. Im November 1940 kehrten 256 Tekirghioler (andere waren schon früher ausgewandert) in ihr altes Vaterland zurück; 19 verblieben am Schwarzen Meer.

Wirtschaftliche Lage

Im Bericht des Taxators Heinrich Lenken lesen wir: „Bäuerlicher Eigenbesitz war nur in geringer Zahl anzutreffen, vielmehr herrschte ein unregelmäßiges Pachtsystem in Form einer Naturalpacht (halb und halb) mit stets schwankenden Flächengrößen. Die Wirtschaftsweise war extensiv mit unregelmäßiger Fruchtfolge. Hauptanbaufrüchte waren vor allem Mais, Weizen, Gerste und in geringerem Umfang Hafer . . . Stallmist zur Düngung des Bodens wurde nur in seltenen Fällen in unzureichendem Maße angewandt, sonst durchweg zu Heizzwecken getrocknet (Tizic). Das Stroh fand vielfach als Brennstoff Verwendung. Die Haltung des Rindviehs bestand in Ermangelung einer ausdauernden Futtergrundlage nur in geringem Umfang. Die Schweinehaltung deckte zumeist nur den Hausbedarf. Auch die Pferdehaltung beschränkte sich nur auf die aller notwendigste Anspannung. Zuchtwerte waren nicht vorhanden . . .

¹ Der Borromäusverein ist eine 1845 gegründete katholische Medieneinrichtung mit Sitz in Bonn

Die Gebäude waren fast durchweg aus Lehm oder Bruchsteinen, meist mit Lehmverputz und Kalkanstrich, erstellt und immer saubergehalten. Als Bedachung wurden im wesentlichen Zementfalzziegel vorgefunden, dann gebrannte Falzziegel ...“

Die Nahrung war, wie Frau Rösner mir schrieb, sparsam und ziemlich eintönig. Es gab viel Ribbel-, Nudel- und Mehlsuppen, sodann Fleisch und Wurst von Selbstgeschlachtetem.

Allgemeingültiges läßt sich schwerlich sagen, da die Skala von einigermaßen reichen Bauern bis zum Steinbrucharbeiter reichte. Ganz sicher jedoch ist, daß die Deutschen wirtschaftlich durchweg besser gestellt waren als die übrigen in Tekirghiol lebenden Volksgruppen. Besonders fiel Fräulein Titti Müller der Kinderreichtum der Familien auf. „Wenn ein Ehepaar keine eigenen Kinder hatte, adoptierte es eins oder auch mehrere, und diese wurden nicht schlechter behandelt als die eigenen. Die Eltern erzogen ihre Kinder noch recht autoritär; Oft hagelte es Dresche. Auch zu mir sagten sie immer, ich sei mit den Kindern viel zu nachsichtig.“

Schlußbetrachtung

Die Tekirghioler waren nicht weniger fromm und ehrlich als ihre deutschen Landsleute in den Nachbarortschaften. Der äußere Anschein mochte zuweilen anders aussehen, aber das hatte seine Ursachen in den schlechteren wirtschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen. Durch die Vermengung mit anderen Volksgruppen waren die Prinzipien katholischer Frömmigkeit und deutscher Sitte mehr gefährdet als anderswo. Pater Pieger hatte anlässlich seiner Mission in 1932 feststellen können, wieviele charakterlich einwandfreie Deutsche es in Tekirghiol gab. Die Lehrerinnen Titti Müller und Anni Bieber sind voll des Lobes über die Sauberkeit, den Fleiß und den Wissenshunger der Bevölkerung, mit der gut auszukommen war. „Sicher war es für mich etwas völlig Neues“, schrieb mir Frau Rösner, „kam ich doch aus einem Stadthaushalt, und so war mir das bäuerliche — in diesem Falle das kleinbäuerliche — Milieu ganz fremd. Ich bewunderte den Fleiß der Menschen, die sich auf diesem kargen Boden abrackerten oder im Steinbruch arbeiteten. Vor allem imponierte mir die Anspruchslosigkeit und der Stoizismus, mit dem sie Schicksalsschläge hinnahmen — sei es nun eine ausgefallene Ernte, Krankheit und Tod eines Kindes oder der vielleicht einzigen Kuh. Wahrscheinlich beruhte dieser äußerliche Gleichmut in ihrem tiefen Glauben.“

Großpallas

Großpallas lag 7 km von Konstanza entfernt am Siut Ghiol. Mit dem Gründungsjahr 1909 war es die jüngste katholische deutsche Kolonie in der Dobrudscha.

Gründung des Dorfes und seine Entwicklung

Schon 1891 hatten sich deutsche Familien aus dem russischen Cherson in der Nähe niedergelassen, in Osmanfac. Sie hatten von einem Gutsherrn Land gepachtet. Als dieser starb, und der Pachtvertrag nicht verlängert wurde, wanderten 15 Familien nach Amerika aus, 13 Familien zogen nach Großpallas über (im Jahre 1909). Andere Familien — aus Karamurat, Kulelie und Mandschapunar — traten hinzu, und so bildete die neue deutsche Siedlung bald eine stattliche Gemeinde. Schmucke, freundliche Häuser entstanden auf eigenem Grund, aber ansonsten mußten die Bewohner das Ackerland pachten. Wie anderswo kam es zu Reibereien zwischen den Pächtern und dem rumänischen Gutsherrn. Ein zweijähriger Prozeß noch vor dem Ersten Weltkrieg ging zu Gunsten ersterer aus.

Die heute 90jährige Salome Booth (Essen) kann sich noch an folgende Familien erinnern, die nach 1909 von Karamurat nach Großpallas kamen: Matthias Weber, Bartholomäus Zibert, Vinzenz Keller, Vendelin Kuckert, Jakob Ruf und Elias Ruschewski. Die Nähe der Stadt Konstanza versprach bessere Verdienstmöglichkeiten als das Binnenland, wo man einzig auf die Landwirtschaft angewiesen war.

Die Bevölkerung wuchs rasch: Am Ende des Ersten Weltkriegs umfaßte sie 147 Seelen in 25 Familien, an 1931 274 Seelen in 54 Familien.

Am 11. November 1940 verließen alle katholischen Deutschen das Dorf, um nach Deutschland zurückzukehren.

Kirche und Schule

In den ersten Jahren seines Bestehens verfügte Großpallas weder über eine eigene Kirche noch über eine eigene Schule; man ging nach Konstanza. Erst nach dem Ersten Weltkrieg wollte man diesem Mangel abhelfen. Unter dem 23. Oktober 1923 notierte Erzbischof Netzhammer: „Die beiden kleinen deutschen Gemeinden Großpallas und Tekirghiol, welche kirchlich von Konstanza aus besorgt werden, haben sich seit längerer Zeit entschlossen, Kapellen zu bauen. An beiden Orten wurden die Bauplätze von den Behörden geschenkt. Die Bauern begannen in Frondiensten die Plätze herzurichten und geschenktes und gekauftes Baumaterial herbeizuschaffen. Um den Gemeinden entgegenzukommen und ihnen zu ordentlichen Bauwerken zu verhelfen, veranlaßten wir den Architekten Fakler in Bukarest, Bauzeichnungen anzufertigen. Er zeichnete diese als Baugeschenk, und wir freuten uns schon, in der Nähe von Konstanza zwei schöne, architektonisch richtig gegliederte Kapellen mit schmucken Türmchen zu besitzen, die sich sehen lassen durften. Von beiden Orten her gingen Berichte ein, daß man munter an der Bauarbeit sei. Gestern früh langten mein Sekretär und ich in Konstanza an; fuhren sogleich, vom Pfarrer begleitet, nach Pallas, zelebrierten dort in einem Bauernhaus zwei hl. Messen und begaben uns dann zum Neubau. Die Bauern erklärten, daß sie mit den Plänen des Architekten nichts anzufangen wußten und deshalb bauen, wie sie es verstanden. Sie überdachten ganz einfach eine rechteckige Grundfläche von 7 auf 14 Meter. Die Wände stellten sie ganz wie bei ihren Hausbauten aus sehr dicken ungebrannten Lehmziegeln her, von welchen jede Familie so und so viele Stücke bereitzustellen hatte, und schnitten die Türe und auf den Seiten je drei Fensteröffnungen heraus. Ein Dorfzimmermann richtete den Dachstuhl auf und deckte das

Dach mit Zementziegeln von Großpallas ein. Für die innere Einteilung und Ausstattung empfahl ich, den Architekten Linz in Konstanza zu befragen. Ob die Bauern es tun werden, ist, fraglich, denn sie haben dafür schon ihre eigene Idee!

Man will Kulelie nachahmen, das schön sei! Diesen Leuten ist mit Ästhetik nicht beizukommen! Am besten läßt man sie machen und mischt sich nicht in ihre Händel und Streitigkeiten. Solche sind gerade wegen des Kirchenbaues ausgebrochen und arteten in böse Schlägereien aus!“

Der Erzbischof hatte also volles Verständnis für seine Katholiken in Großpallas: Schließlich sollten sie sich in ihrer Kirche wohlfühlen!

Die Gemeinde wurde von der Pfarrei Konstanza aus betreut, von wo zu gewissen Anlässen — etwa bei Trauungen und Begräbnissen — oder hohen kirchlichen Festtagen — etwa an Ostern und zum Kirchweihfest (Rosenkranzfest am 7. Oktober) — ein Priester kam.

Im Jahre 1929 baute der Pfarrer von Karamurat, Joseph Schubert, das Schulhaus, das aus einem großen Schulraum, einer Kanzlei und einer Vorhalle bestand und in solider Weise aus Backsteinen gebaut und mit einem Dach aus Zementziegeln abgedeckt wurde. Seit 1933 wirkte dann ein deutscher Lehrer im Dorf. Für die ersten zwei Jahre war das der aus dem Banat stammende Lehrer Konschitzki, dem für ein Jahr sein Landsmann Friedrich nachfolgte. In den Jahren 1936/37 unterrichtete Fräulein Anni Bieber die Kinder der Gemeinde, 1937/38 Fräulein Titti Müller und 1938/40 Fräulein Magdi Volkert.

Der häufige Wechsel der Lehrer hatte seinen Grund in den Schikanen der rumänischen Behörden. Anni Bieber schreibt: „Dem Direktor der rumänischen Volksschule gefiel es ganz und gar nicht, daß ich überall und bei jeder Gelegenheit versuchte, meine deutsche Saat zu hegen und zu pflegen. Wahrscheinlich habe ich auch oft übers Ziel geschossen; heute würde ich andere Methoden und Taktiken wählen. Anzeige auf Anzeige ging bei der Gendarmerie gegen mich ein. Natürlich kamen sie in meinen Unterricht, zu unserem abendlichen Beisammensein. Eines schönen Tages sollte ich sogar abgeführt und verhaftet werden.“ Auch Frau Rösner bestätigte mir in ihrem Schreiben, daß die rumänischen Behörden den deutschen Lehrern die Hölle in Großpallas heiß gemacht haben, so daß es niemand lange aushielt.

Ich selbst begegnete, als ich die Gemeinde vom Herbst 1937 bis zum Sommer 1938 und vom Sommer 1940 bis zur Umsiedlung im November des gleichen Jahres seelsorglich betreute, den gleichen Schwierigkeiten. Ich besprach die Lage daher mit dem deutschen Konsul in Konstanza, der den Polizeipräfekten zu einer Untersuchung der Angelegenheit veranlaßte. Es trat eine Besserung ein, nicht aber eine wirklich befriedigende Lösung.

Fräulein Anni Bieber berichtet über ihre Lehrtätigkeit in Großpallas: „Meine Arbeit erfüllte mich vom ersten Tage an mit sehr großer Freude. Vormittags besuchte ich die einzelnen Familien, nachmittags kamen die katholischen deutschen Kinder zu mir, in unser schönes, neues Schulhaus. Deutsch und Religion durfte ich sie laut des Minderheitengesetzes unterrichten. Welch zwei schöne Fächer! Was ließ sich nicht alles in sie einbauen?! Und die Kinder kamen gerne, aber heute weiß ich, daß ich nur ein Lehrling war. Wieviel besser hätte man es machen können! Gute und schöne Bücher, alle aus Deutschland, standen uns zur Verfügung.

Nur mit der Fibel, es war die von Kern, „Ganzheitsmethode“, wußte ich nichts anzufangen. Sie war für uns damals noch zu modern, zu neu in ihrer Art.

Am Abend kam die schulentlassene Jugend zu Spiel und Tanz, zu Religion und Lesestunde. Fast gleichaltrig mit den meisten, fiel es mir nicht schwer, den Ton und die Art zu finden, sie für ihr Volkstum und ihren Glauben zu begeistern. . . . Sonntags trafen sich die meisten Glieder der Gemeinde in unserem schlichten kleinen Gotteshaus. Oft war ich der Pfarrer, Kantor und Küster in einer Person.“ (Jb. 1960, S. 158 f.)

Ich selbst machte die Feststellung, daß die Kinder von Großpallas in der deutschen Sprache besser unterrichtet waren als jene in großen Dörfern, wo auf einen Lehrer mehr als 100 Kinder fielen.

Die deutschen Lehrer in den katholischen Dörfern wurden auf Vermittlung von Pater Pieger vom Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen bezahlt (anfangs 1500 Lei); für Wohnung und Kost mußte das jeweilige Dorf aufkommen. Dr. Scherer von genanntem Reichsverband war sehr großzügig, erhöhte das Lehrgelohalt und unterstützte auch die Pfarrer der deutschen Gemeinden. In der Zeit vor der Umsiedlung im November 1940 verwaltete ich diese Gelder des Reichsverbandes und ließ mir die ausreichende Versorgung der katholischen deutschen Pfarrbüchereien mit Büchern vom Borromäusverein angelegen sein.

Wenden wir uns zum Schluß dieses Abschnittes der Schilderung von Erzbischof Netzhammer zu, in dessen Tagebuch sich sorgenvolle Gedanken über Großpallas finden; anders im „Vaterland“ („Auf Firmungsreise durch die Dobrudscha“): „So etwas hatte ich in Konstanz noch nicht erlebt! Als ich dort am 17. April 1918 abends 5 Uhr einem Abteil der Holzklasse des Cernavodazuges entstieg, wurde ich von Freunden auf der Einsteigehalle festgehalten. Ein Lichtbildner hatte Dreibein und Kasten aufgepflanzt, und ich mußte herhalten. Andere Male schritt ich unbekannt durch die Menge, heute aber gab es von allen Seiten Gruß und Verbeugung. Die Anfahrtstiege vor dem Bahnhof war dicht besetzt, und auf dem Platze stand eine Volksmenge, die mich mit Hoch- und Hurra-Rufen empfing. Eine ganze Reiterei stand bereit. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Aber gerade diese kräftigen Burschen mit Schärpe und Fähnchen, welche die Pferde statt im Sattel auf bunten Teppichen ritten, sodann da und dort in der Menge rasierte Männer mit breiten Bauernmützen und Weiber mit schwarzen Kopftüchern und mit an Kettchen getragenen Brustkreuzen gaben mir des Rätsels Lösung: der Militärgeistliche, Jesuitenpater Nötges, der neben mir im Wagen Platz nahm, hatte das ganze katholische Dorf Großpallas neben Konstanz zum Empfang auf die Beine gestellt. Der Aufzug dieser Leute hatte zur Folge, daß die ganze Stadt für eine Stunde in Aufregung kam. Als ich wegen der programmwidrigen Veranstaltung mit einem leisen Vorwurf herausrücken wollte, sagte man mir ganz einfach, daß es die Leute durchaus so gewünscht haben, und daß sie mich dadurch veranlassen wollen, auch ihr Dorf einmal mit einem Besuch zu beehren.

Hell dröhnte der Hufschlag der Pferde durch die Straßen und über den Ovidsplatz hin und lockte viele Neugierige aus ihren Wohnungen heraus. Überallhin mußte man den Gruß erwidern, und es blieb kaum ein Augenblick Zeit, das Auge mit einem Blick auf die blaue Flut des Schwarzen Meeres zu beglücken, das da und dort als Abschluß einer Straße erschien. Bei unserer Pfarrei am nahen Meeresstrande verabschiedete ich die junge Reiterei und gab ihr die bestimmte Versiche-

rung meines baldigen Besuches in Großpallas mit auf den Heimweg.“ (S. 1 — 2.)

Am Sonntag spendete der Bischof in der Pfarrkirche zu Konstanz 65 Kindern die hl. Firmung; die meisten Kinder stammten aus Großpallas. Kurz entschlossen revanchierte er sich für den spektakulären Empfang am Bahnhof und fuhr am nächsten Tag in die wenige Kilometer weit entfernte deutsche Kolonie. „Bald kam der Süßwassersee Siut Ghiol, der vom Meer nur durch eine schmale Sankbank getrennt ist, in Sicht und mit ihm auch das liebliche, am Wasser gelegene Großpallas. Die guten Leute hatten zu meinem Empfang ihr Dorf mit Fahnen und Girlanden geschmückt und sie geleiteten uns prozessionsweise unter Absingen des ‚Grüß Gott, wir loben Dich!‘ durch die breite Dorfstraße. Die Kinder wurden in die Schule, d.h. in das große Zimmer eines Bauernhauses, hineinkommandiert, und Pfarrer Nötges nahm sofort in meiner Anwesenheit die Religionsprüfung ab. Die Eltern standen an den Fenstern und im Hausgang und drängten auch in die vollgestopfte Stube hinein; sie hatten sichtlich Freude, daß ihre Kinder, die erst seit einem Jahr Schulglück genießen konnten, unerschrocken und gut antworteten.

Nachdem die Kinder entlassen waren, kamen die Bauern und Bäuerinnen zu Wort und diese wußten gar viel von den durchgemachten Kriegsjahren und Kriegsnöten zu erzählen. ‚Am besten waren mit uns die Russen‘, behauptete ein Weib mit gellender Stimme, und alle im Umkreis bestätigten ihre Aussage. Die Erklärung für dieses gute Einvernehmen, das auch in den übrigen deutschen Dörfern der Dobrudscha stattgefunden hatte, liegt wohl darin, daß sich unsere deutschen Bauern mit den Russen verständigen konnten. Viele dieser sogenannten Schwaben lebten in ihrer Jugend in Bessarabien, von wo sie später in die Dobrudscha ausgewandert sind, und konnten somit etwas Russisch. Das hatte zur Folge, daß sie von den Russen gleichsam als Stammesgenossen behandelt wurden. Die Siedlung der Deutschen von Großpallas reicht erst auf wenige Jahre zurück, und darin liegt auch der Grund, daß sie bis jetzt noch kein Gotteshaus hat.

Die Bauern luden mich ein zu einem Gang durch jenen Teil des Dorfes, den ich noch nicht gesehen hatte, und zu einem kurzen Spaziergang zum Liman hinunter, wie sie den großen Süßwassersee nennen. Auf den abgeweideten Wiesen, die sich vom Dorf zum Wasser ziehen, ging man so angenehm wie auf einem Samtteppich. Hier am Ufer sieht man auch noch ein Hauptwerk der antiken Kultur von Tomi, nämlich ein großes Stück der eigenartigen Wasserleitung, die die Stadt mit dem köstlichen Quellwasser vom nahen Canara versorgt hatte. Die Leitung bestand aus einem in Mörtelguß bearbeiteten Kanal von halbkreisförmigem Querschnitt. Bei Großpallas war der Kanal unterirdisch durch die Landzunge getrieben, auf welcher ein Teil des Dorfes steht; er trat dann in das seichte Wasser hinaus und wurde in diesem bis zu den Quellen weitergeführt. Im Wasser ist heute der Kanal eingebrochen, man kann aber in demselben auf eine weite Strecke die Bodenfläche der einstigen Leitung verfolgen.“

Am 30. April 1922 kam Erzbischof Netzhammer wieder nach Großpallas, da er sich für ein Grundstück interessierte. Im nächsten Jahr kaufte er ein solches mit der Fläche von zweieinhalb Hektar auf der erhöhten Landzunge, die in den Süßwassersee hineinragt. Dort sollte ein großes Kloster der englischen Fräulein mit einem Internat entstehen. Aber im Sommer 1924 mußte Erzbischof Raymund Netzhammer Bukarest verlassen; bis zu seinem Tode an 1946 lebte er auf der Insel Werd/Stein am Rhein, wo ich ihn 1937 besuchte.

Wirtschaftliche Lage

Reichtum gab es in Großpallas nicht. Mehr als die Hälfte waren Kleinbauern. Der Ackerboden war fruchtbar, wurde aber nicht intensiv ausgenutzt. Auch die Viehzucht fiel nicht ins Gewicht, von den Pferden abgesehen. Der Wein—, Garten- und Obstbau diente nur den eigenen Bedürfnissen. Dennoch waren die Höfe schön angelegt und eingezäunt; die Häuser mit den spitzen Giebeln waren peinlich sauber und immer frisch getüncht. Daß es den Leuten von Pallas dennoch nicht schlecht ging, bedingte die nahe Stadt Konstanz: In aller Frühe brachten sie Milch, Butter, Eier, Hühner und Obst auf den Markt. Andere gingen nach Konstanz zur Arbeit. Dadurch besaßen die Leute immer einiges Geld und konnten, da sie an Bescheidenheit gewöhnt waren, gut auskommen.

Verständlicherweise bildete die Verbindung zur Stadt für viele junge Leute ein Sprungbrett zur Abwanderung.



In Rösners Bostan, Horoslar, 1926.

Schlußbetrachtung

Nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung wurde die Gemeinde durch die Stadt geprägt. War man in anderen deutschen Kolonien ganz und gar auf die Gemeinschaft angewiesen, konnte man es sich hier erlauben, mit einem Bein außerhalb der Gemeinde mit deren Pflege des katholischen Glaubens und der deutschen Gebräuche zu stehen. Für die Seelsorge und den deutschen Zusammenhalt entstanden dadurch manche Schwierigkeiten, auf der anderen Seite konnte diese Situation eine gewisse Aufgeschlossenheit zur Folge haben. Jedenfalls muß auch den Deutschen von Großpallas eingeräumt werden, daß sie tüchtige und gute Menschen waren. Man lese nur den Bericht von Fräulein Anni Bieber, die sich wunderte, wie

man ein so bescheidenes Leben frohen Herzens ertragen könne. „Heute begreife ich es, denn Häuser, Feld, Geld und Gut machen die Herzen hart und satt. Nirgends als in Großpallas habe ich bisher klarer erlebt, wie leicht und gerne Menschen schenken können. Es war Ostersonntag, ein lieblicher Frühlingsmorgen mit einem hohen tiefblauen Himmel. Zaghaft klopf es an meine Tür. Xaver, ein kleiner Junge, steht vor mir mit zwei bunten Eiern und einem Stück ‚Cosonac‘. Wortlos streckt er es mir entgegen. Er war der erste einer langen Reihe. So viele Eier, so viel Kuchen, so viel Liebe habe ich im reichen Banat und in der Bundesrepublik — selbst in der Zeit des Wirtschaftswunders — noch nicht erlebt.“ (Jb. d. Ddn. 1960, S. 159.)

*

Wenn der Verfasser den Versuch unternahm, die Geschichte der katholischen deutschen Dörfer der Dobrudscha zu skizzieren, ist er sich der Lücken voll bewußt, die seiner Darstellung anhaften. Es wäre begrüßenswert, wenn die Leser auf Grund eigener Erlebnisse diese Lücken durch eigene Beiträge im Jahrbuch der Dobrudschadeutschen füllen und Unklarheiten beseitigen würden! Man könnte einwenden: „Warum all das, nachdem diese deutschen Dörfer längst nicht mehr existieren?“ Die Antwort ist eine zweifache: Zunächst besteht ein reines Wissensbedürfnis hierfür — bei den Dobrudschadeutschen selbst und bei den Historikern, die ersehen können, wo und wie sich deutsches und katholisches Leben in fernen Ländern entfaltete. Sodann können uns Dobrudschadeutschen diese Fragen nicht unberührt lassen. Gheorghe Vâlsan sagte: „Cine cunoaşte Dobrogea, o iubeşte pentru totdeauna — Wer die Dobrudscha kennt, liebt sie immerdar!“ Und Erzbischof Netzhammer notierte, als er im Sommer 1924 Rumänien verlassen mußte, in seinem Tagebuch: „Vor dem Scheiden sende ich noch einen Gruß in die Dobrudscha. Sie ist mir Lieblingsland. Dort leben in Städtchen und Dörfern katholische Stammesgenossen, die in Wahrheit zu den Treuen meiner Herde gehörten!“ So kann auch uns jenes Land zwischen Donau und Schwarzem Meer nicht gleichgültig werden: Dort sind wir oder unsere Eltern geboren, dort liegen unsere Vorfahren begraben; wir aßen von den Früchten jenes Landes; wir erlebten mit ihm Zeiten der Fruchtbarkeit und Dürre, des Friedens und des Kriegs; wir wurden selbst ein Stück dieses Landstrichs.

Andererseits haben wir unter Mühen und Plagen in den Jahren bis 1940 der Dobrudscha in verschiedenen Gegenden den Stempel deutscher Tüchtigkeit und katholischen Lebens aufgeprägt; sie wurde dadurch in gewissem Maße Teil unserer Arbeit und Liebe, Teil unser selbst.